

AVISO

Magazin für
Kunst und
Wissenschaft
in Bayern



Von den letzten Dingen

04/20

Elena Kaufmann, geboren 1992 in Erlangen, lebt nach ihrem Komparatistik- und Philosophiestudium in München und Paris heute in Berlin. 2012-2016 organisierte sie mit dem Lyrikkollektiv *July in der Stadt* Lesungen, Site-Specific-Performances und Schreibwerkstätten, 2015 die *Poetischen Missverständnisse*, eine Kooperation zu experimentellen Formen von Übersetzung mit der Pariser Autorengruppe EISPI. In Berlin ist sie in einem Projekt für geflüchtete Kinder und Jugendliche tätig sowie als Yogalehrerin. 2020 erhält sie den zweiten Preis beim Literaturupdate der Literaturstiftung Bayern und ist eingeladen zum Concorso Internazionale di Poesia e Teatro Castello di Duino. Der Tod ist nicht nur für alle untrennbar mit dem Leben verknüpft, gleichzeitig wissen wir wenig über ihn, was viel Raum für Vorstellung lässt – optimale Voraussetzung also, um literarisch damit zu arbeiten. »Den Tod schreiben« – so lautete das Motto des diesjährigen LITERATUR UPDATE-Wettbewerbs der Literaturstiftung Bayern, der bereits zum fünften Mal stattfand. Aus über 80 Einsendungen kürte die Jury unter dem Vorsitz der Autorin Kenah Cusanit vier Sieger*innen, die ihre Beiträge auf einer Lesereise 2021 im Rahmen des STADTKULTUR-Literaturprogramms *Der Tod ist groß* (Rilke) in Ingolstadt, Lauf und Coburg vorstellen werden. stadtkultur-bayern.de/index.php/programme/literaturstiftung

kaum einer kaum sonst keine neben einer einem einer einer einem einer die atmet träumt atmet
schwer zuckt vielleicht zuckt nicht aufwacht aber selten aufwacht noch wacht nicht mehr kaum nie
mehr wach kaum einer keiner sonst der sitzt nur wacht aushält wache hält sitzt und schaut atmet mit-
atmet bleibt sitzt bleibt dableibt statt wartet nicht wartet niemals immer nur bleibt wacht statt wartet
nicht wartet niemals immer nur bleibt da ist dableibt kaum keiner sonst kaum der weiße kranich
breitet seine flügel aus

– Elena Kaufmann



down, 2019, Acryl auf Leinwand, 50 x 40 cm

Liebe Leserinnen und Leser.

Das erste Corona-Jahr geht zur Neige, aber ein Ende der Pandemie ist leider noch nicht in Sicht. Die Zahl der Todesfälle steigt in einer Weise, die uns im Frühjahr in Panik versetzt hätte. Daran wollen und dürfen wir uns auch jetzt nicht gewöhnen. Aber sind wir ehrlich: Wir haben uns ein Stück weit an die Gegenwart der Bedrohung gewöhnt und gehen gelassener damit um, haben die Hygiene- und Abstandsregeln verinnerlicht, die sozialen Medien und die digitalen Tools für Kontaktpflege und Arbeitsinstrumente souverän zu bedienen gelernt. Dennoch gibt es Grund zur Besorgnis. Intensivpflege-Fachkräfte und Intensivmedizinerinnen und -mediziner sind alarmiert angesichts der Entwicklung. Viele von uns machen die Erfahrung, dass die Pandemie näher rückt, kennen Infektionsverläufe im unmittelbaren Umfeld. Besonders schmerzlich, ja kaum auszuhalten: Partnerinnen und Partner, Mütter, Väter sterben auf der Intensivstation oder im Altenheim. Besuche sind eingeschränkt. Der Corona-Tod ist ein einsamer Tod, ein Tod in der Isolation. Oft fehlt der Abschied von geliebten Menschen. Daran werden viele Familien lange tragen. Sterben und Tod werden in unserer Gesellschaft oft verdrängt. Die Pandemie zwingt uns auch zum Hinsehen und zur Auseinandersetzung mit dem Lebensende. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Bayern nähern sich in dieser Ausgabe von *Aviso* diesem schweren Thema – auch, aber nicht nur vor dem Hintergrund des Pandemie-Geschehens, vertieft und ausgeleuchtet durch künstlerische und literarische Erkundungen von Tod, Sterben und Vergänglichkeit.



Bernd Sibler, MdL
Bayerischer
Staatsminister
für Wissenschaft
und Kunst

Ihr Bernd Sibler

2	Gedicht kaum einer kaum Elena Kaufmann	16	Bildstrecke Mama, was werden wir, wenn wir tot sind? Vielleicht Musik? Oder ein Eimer? Angelika Kern
4	Künstler im Heft Jan Gemeinhardt auch auf S. 14, S. 41 und S. 49	24	Erfahrungen in der Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden in der Pandemiesituation Claudia Bausewein
5	Editorial Bernd Sibler, Bayerischer Staats- minister für Wissenschaft und Kunst	28	Odysseus, oder wer bin »ich«? Hans Förstl
8	Hinter den Kulissen Via dolorosa 2.11.–30.11. Wolfgang Maria Bauer	30	Wir müssen über den Tod reden! Pauline Füg im Gespräch mit Johanna Klug
9	Worauf wir uns freuen Bayerns Beste Independent Bücher 2020	34	Wir sterben heute in Organisationen. Und die sind wichtiger als gedacht. Irmhild Saake
10	Ausstellung Große Schwäbische Kunstaussstellung Christian Schnurer	38	Tod und Autonomie Thorsten Benkel
11	Kolumne Kunst! Du! Über, in und um die Künste Nora Gomringer	42	Aviso Einkehr Wirtshaus Acheleschwaig Sabine Mey-Gordeyns
12	Das Erklärstück Lungenvotiv Thomas Schindler und Rudi Bannwarth	44	Science Slam Covid-19 und die Fragilität des Lebens Jaromir Konecny
15	<u>Von den letzten Dingen</u> <u>Das Thema dieser Ausgabe</u> Gedicht Ich trage dich wie ein Wort unter meiner Zunge Tania Rupel Tera	46	Fragen? Antworten! – Death becomes us Ein Gespräch zwischen Antje Kley und Christina Madenach über Sterben und Tod in der Literatur

- 48 Geschriebenes
5.–6.2020, bei München
Slata Roschal
- 50 Philosophisches Aperçu
Rituale helfen uns – nicht
nur in Coronazeiten
Eckhard Frick
- 51 Comic
Vatermilch
Uli Oesterle

Angelika Kerns Bildstrecke finden Sie auf S. 16 bis 23. Auf dem Cover ist ihre Arbeit *both bodies*, 2016, Glühkörper, Gelatine abgebildet. *both bodies* stellt das zerbrechliche Aschegerüst eines Glühkörpers einer Masse aus ballistischer Gelatine gegenüber. Ersterer kann trotz aller Empfindlichkeit das Licht »halten«. Der Gelatineblock hat die Maße eines für kleinkalibrige Schusswaffen üblichen Testvolumens und ist transluzent. Durch Feuchtigkeitsverlust veränderte er im Laufe der Zeit die Form und Unterdruck verursacht Sprünge. Hier abgebildet ist ihr durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst gefördertes Buch *Do Be Do Be Die*, das ihre Arbeiten im Kontext von Archivmaterial und persönlichen Gesprächen zeigt.

Impressum

Copyright:

Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Salvatorstraße 2, 80333 München

ISSN 1432-6299

Redaktion:

Dr. Elisabeth Donoughue (ed), verantw.
Astrid Schein, Adressen und Leserservice
Dominik Hirler, Korrektur
Telefon: 089 . 2186 . 2420

Fax: 089. 2186. 2890

E-Mail: Redaktion.Aviso@stmwk.bayern.de
Aviso erscheint viermal jährlich.

E-Paper: stmwk.bayern.de/kunst-und-kultur/magazin-aviso.html

Die kostenlosen Ausgaben sind im Ministerium, an bayerischen Hochschulen oder staatlichen Kultureinrichtungen oder beim Bestellservice der Bayerischen Staatsregierung erhältlich. bestellen.bayern.de

Titelbild:

Angelika Kern, *both bodies*
gedächtnis.de

Art-Direction und Gestaltung:

Sabrina Zeltner sabinazeltner.com

Gesamtherstellung:

Bonifatius GmbH, Druck-Buch-Verlag Karl-Schurz-Str. 26, 33100 Paderborn bonifatius.de



Hinter den Kulissen

— Via dolorosa 2.11.–30.11. (Auszug)

Text: Wolfgang Maria Bauer

Eine Treppe. Eine endlose Treppe. Unendlich viele Stufen. Immer nur Stufen.

Camille tritt aus der Tür seiner Wohnung. Er trägt Wanderkleidung, hat einen Rucksack (und seinen Hund?) dabei.

Man sieht das erleuchtete Notausgang-Schild: Treppenhaus. »2. Stock«

2. Stock

Camille

2. November.

Hallo, ich bin Camille Kafka, freier Künstler und ich werde spazieren gehen, wandern. In diesem Treppenhaus. Vom 2–30. November. Ich gehe hier hinauf, weil ich kein Auto habe, um in die Berge zu fahren, und auch das Bahnticket ist momentan nicht drin. Egal, zumindest werde ich die Berge sehen, da oben, auf dem Dach. Ich hätte 5 Auftritte gehabt, 150 Euro, also 750. Ich bin freischaffender Künstler. Und ich werde beantragen. Ich werde einen Antrag ausfüllen. Geschätzte monatliche Ausgaben: Hundefutter. Ah, darf ich vorstellen, mein Hund. Kommt natürlich auch mit. Der freut sich so.

3. Stock

Camille ist fröhlich, singt und pfeift und die Treppenstufen sind kein Problem.

4. Stock

Fast kein Problem.

5. Stock

Camille

Was macht eigentlich Rainald Goetz während der Pandemie. »Abfall für alle« – 1999. Pro Tag ein Blog, und jeder durfte mitschreiben, herrlich. Facebook, Instagram, kam alles erst Jahre danach! Ein kluger Kopf, der Goetz. Ein Künstler. Wir haben momentan keinen einzigen weisen Menschen in der Republik. Bernd Silbereisen, Florian Höcke, Gerhard Özil, Mesut Schröder. Nicht zynisch werden. Bloß nicht.

6. Stock

Camille

Freier Künstler. Selbst schuld.

Ich möchte gar nicht relevant sein, wenn ich ehrlich bin. Gar nicht. Ich will nur arbeiten. Irrelevant arbeiten dürfen. Wie bei den Chinesen.

7. Stock

Camille holt eine Mundharmonika aus seinem Rucksack, bläst, während er steigt.

Er spielt eine kleine Zerstreuung. Eine kleine Nachtmusik.

8. Stock

Camille

Erst der achte November... Ab heute werde ich jeden Tag eine Melodie finden. Oder wenigstens einen Satz des Tages haben. Oder auch nur eine halbe Tat. Oder was ich getrunken habe. *Er holt eine Flasche Rotwein aus seinem Rucksack.*

9. Stock

Camille

Klar, freier Künstler, klar. Die meisten sind Trinker geworden. *Er trinkt.*

10. Stock

Camille

Drei Mal 1000 Euro. Sind längst leer. *Trinkt noch immer.*

11. Stock

Camille

Ich möchte nicht Angela Merkel sein. Oder Jogi Löw. Ich hätte Thomas Müller nicht aus der Elf geschmissen. Den Ramelow schon. Ich meine die Nationalelf 2002, Vizeweltmeister, der hieß Carsten Ramelow.

12. Stock

Camille

Ich wäre wirklich gern kein Künstler. Ich wollte immer nicht freischaffend sein.

13. Stock

Camille

Andere sind Krankenpfleger. (...)

Wolfgang Maria Bauer studierte Philosophie, Germanistik und Theaterwissenschaft in München und besuchte anschließend von 1987 bis 1990 die Staatliche Schauspielschule Stuttgart. Danach spielte er in verschiedenen Theaterhäusern, u. a. gehörte er drei Jahre lang zum Ensemble des Residenztheaters München. Zu seinen weiteren Stationen gehörten Berliner Ensemble, Deutsches Theater Berlin, Schauspielhaus Hamburg, Zürich, Burgtheater Wien und Salzburger Festspiele. Von 2000 bis 2005 war er Oberspielleiter am Theater in Heidelberg. Seit 2014 ist er erneut Oberspielleiter am Stadttheater Landshut. Als Regisseur hat er mittlerweile etwa 50 Inszenierungen an deutschsprachigen Theatern erarbeitet. Wolfgang Maria Bauer hat 10 Theaterstücke verfasst.

Die täglichen Folgen des TAGEBUCHS EINES GESCHLOSSENEN THEATERS waren für viele ein Must-see während des ersten Lock-downs. Jetzt läuft die zweite Staffel! Deutschsprachige und internationale Autor*innen schreiben über ihre persönliche Sicht auf diese so ganz neue Gegenwart. Die Tagebuch-Specials geben Einblicke in die Probenarbeit hinter den Kulissen und vieles mehr. Täglich auf allen Kanälen des Bayerischen Staatsschauspiels residenztheater.de Der Beitrag in Gänze unter **AUTOR*INNEN-SPEZIAL: TAGEBUCH EINES GESCHLOSSENEN THEATERS**, #22 [youtube.com/watch?v=I04vBp2BZic&t](https://www.youtube.com/watch?v=I04vBp2BZic&t)

Worauf wir uns freuen — Bayerns Beste Independent Bücher 2020

Die neue Hotlist für 10 herausragende Neuerscheinungen von unabhängigen Verlagen aus Bayern würdigt den Beitrag der »Indies« für literarische und kulturelle Diversität. Ausgezeichnet wurden 10 Publikationen von Verlagen aus Franken, Oberbayern, Schwaben und der Oberpfalz.

Die Auszeichnung entstand in engem und vertrauensvollem Austausch des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst mit Verlegerinnen und Verlegern unabhängiger Verlage. Die Kerngruppe, bestehend aus Tristan Marquardt (hochroth München), Joseph Reinthaler (Homunculus), Manfred Rothenberger (starfruit publications), Silke Weniger (edition fünf) und Sebastian Zembol (Mixtvision), findet: »Wir begrüßen die neuen ersten Maßnahmen zur Sichtbarmachung der Leistungen unabhängiger Verlage in Bayern. Es ist gut, dass der Beitrag unabhängiger Verlegerinnen und Verleger zur Vielfalt der bayerischen Kulturlandschaft gesehen und gewürdigt wird. Wie andere kulturelle Sparten auch braucht eine lebendige Buchkultur Förderung und Unterstützung. Mögen die neuen Maßnahmen dazu beitragen, dass bestehende Verlage bleiben und neue entstehen!«

Auch die Jury zeigte sich begeistert über die große Bandbreite der Einreichungen: »Das Spektrum reicht von Verlagen, die sich bayerischen Themen traditionsbewusst und originell zugleich widmen, über ein spannendes Spektrum an deutschsprachiger und internationaler Gegenwartsliteratur und erzählenden Zugängen zu Sachthemen bis hin zu experimentellen Formaten und neuen medialen Umsetzungen. Diese neue Auszeichnung zeigt die hohe Professionalität und Diversität unabhängiger Verlage in Bayern wie auch ihren Mut, besondere Themen zu fokussieren, sich politisch zu positionieren und nicht zuletzt unternehmerisches Wagnis einzugehen.«

Ausgezeichnet werden folgende im Jahr 2020 erschienene Titel:

Drei Weise aus dem Bantouland von Max Lobe, erschienen im **austernbank verlag**, München (Belletristik). Ein Verlag, der sich der Vermittlung französischer Literatur widmet, stellt mit diesem Roman eine junge Autorenstimme aus Kamerun vor. Sein Alter Ego spiegelt dessen Biografie – eine Person, die in mehreren Kulturen zu Hause ist. Eine eigenwillige und mit komischen Elementen erzählte Geschichte über Leben mit Migrationshintergrund im Gastland Schweiz.

AVES VÖGEL Charakterköpfe von Tom Krausz, erschienen im **Dölling und Galitz Verlag**, München (erzählendes Sachbuch). Aug in Auge mit Vögeln, in deren Charakterköpfen sich die Autor*innen – und die Lesenden – widergespiegelt sehen, bietet dieses erzählende Sachbuch eine Annäherung an eine andere Spezies mit hochwertigen Fotos und informativen, aber auch leichtfüßig ausschauernden Texten.



Nähere Informationen zu den Büchern finden Sie auf: vimeo.com/487335655/94773d6ca4
stmwv.bayern.de/kunst-und-kultur/meldung/6598/bayerns-beste-independent-buecher-2020.html

Warum Bayern ein orientalisches Land ist von Klaus Reichold, erschienen in der **edition tingeltangel** (Edition LUFTSCHIFFER), München (erzählendes Sachbuch). Humorvoll und provokativ werden urbayerische Phänomene auf ihre globalen Einflüsse zurückgeführt – anarchisch und subversiv zeigt sich bayerisches Brauchtum im Weltzusammenhang.

Ein Bild von mir von Ayeda Alavie, erschienen im **Hagebutte Verlag**, München (Belletristik). Eine junge Autorin aus dem Iran erzählt von ihrer Jugendzeit im Iran des gesellschaftlichen Umbruchs – poetisch, knapp, präzise erinnert und gar nicht blumig.

Leipzig von Xoşewîst, erschienen im **Hochroth Verlag**, München (Lyrik). Dieser Gedichtband ist eine außergewöhnlich poetische, spielerische Leseerfahrung, bei der wir erstaunt feststellen, dass wir inzwischen in einer vielstimmigen Gesellschaft leben. Alle Texte sind via QR-Code hörbar und dies bringt uns die Wirklichkeit noch näher.

Krachkultur, Ausgabe 21/2020, Musik, erschienen im Verlag **Krachkultur**, München (Zeitschrift für Belletristik, Lyrik). Eine Anthologie, die sich dem weiten Feld der Musik annähert, dabei aber nie beliebig wirkt – mit verschiedenen thematischen Zugängen und Textformen, von der Musiktheorie bis hin zur Musik als formalem Vorbild für die Literatur.

Das Logierhaus zur schwankenden Weltkugel von Franziska zu Reventlow, erschienen im **LOhr**

Bär-Verlag, Regensburg (Belletristik). Ein liebevoll und einladend gestaltetes Hörbuch macht, hervorragend gesprochen, die tiefinnigen und melancholischen Texte der Autorin der Schwabinger Bohème von vor 100 Jahren zugänglich – als CD und medial aktuell per usb-Stick.

Die Chamäleon Damen von Yvonne Hergane, erschienen im **MaroVerlag**, Augsburg (Belletristik). Eine starke Geschichte von Frauen, die den Bogen über vier Generationen vom Leben der Donauschwaben im Banat bis in die Gegenwart spannt.

netteskelette von Jan Paul Schütten und Arie van't Riet, erschienen im Verlag **MIXTVISION**, München (Sachbuch). Das Bilderbuch ermöglicht ungewöhnliche Einblicke: Röntgenbilder machen Lust darauf, auch possierliche und kuschelige Tiere als Naturphänomene zu sehen. Ein überraschender Ansatz, der begeistert, Wissen vermittelt und nicht zuletzt auch Erwachsenen Spaß macht.

Ich will doch immer nur kriegen was ich haben will von Franz Dobler, erschienen im Verlag **starfruit publication**, Fürth (Lyrik). Franz Doblerns schnoddrig-schöne, ironische und subversive Gedichte, die in den letzten drei Jahrzehnten entstanden sind, sind Alltagslyrik im besten Sinn und spiegeln atmosphärisch dicht unsere Gesellschaft wider. Ergänzt wird der Band durch die wunderbar dazu passenden Fotos von Juliane Liebert.

Trotz Lockdown geöffnet: — Große Schwäbische Kunstaussstellung

Text: Christian Schnurer



Liliana Mesmer beim Aufbau der Installation *Semiramis*

Der Kulturbetrieb ist möglich – trotz Lockdown Light –, wenn Kunst und Verwaltung zusammenarbeiten. Mit umfassendem Hygienekonzept wird die *Große Schwäbische Kunstaussstellung* von den beiden Schwäbischen Berufsverbänden in Augsburg veranstaltet und findet in der Halle 1 – Raum für Kunst im Glaspalast, statt.

Seit 72 Jahren steht die *Große Schwäbische Kunstaussstellung* in der Tradition der *Großen Kunstaussstellungen* in der Bundesrepublik. Als 1948/49 wieder kulturelles Leben möglich wurde, schlossen sich gleichzeitig in allen Landesteilen die freischaffenden Künstlerinnen und Künstler zu Berufsverbänden und Vereinen zusammen und bauten einen Kunstbetrieb auf, der ganz in ihren eigenen Händen lag. Die »Freiheit der Kunst« hatte nun Verfassungsrang und sollte nicht mehr von staatlichem Einfluss gegängelt werden. Die neue Autonomie der Kunst gipfelte in der Übergabe des *Haus der deutschen Kunst* an die Freie Kunstszene und die Umwidmung in *Haus der Kunst*. Auch im Ausstellungsbetrieb wurde die neue Haltung durch Streichung des Begriffs »Deutsche Kunst« manifestiert. In groß angelegten Salonausstellungen von Künstlern für Künstler sollte nun die Produktion von zeitgenössischer Kunst sichtbar gemacht werden, die zuvor als »entartet« gebrandmarkt wurde. Mit diesem Geist wurden in ganz Deutschland *Große Kunstaussstellungen* neu gegründet, die zum Teil bis heute bestehen. Da die Eröffnung am Samstag dem 28. November dem »Lockdown light« zum Opfer fiel, haben die Ausstellungsmacher des BBK einen

virtuellen Ausstellungsrundgang vorbereitet. Auf das übliche Begleitprogramm musste verzichtet werden, um Zeitgenössische Kunst aus Schwaben für ein kleines Publikum zu öffnen.

Diese Öffentlichkeit ist bedeutsam, da Kunstwerke in der Klausur des Ateliers kein Publikum und keine Sammler finden. In normalen Jahren drängen sich bis zu tausend Besucher am Eröffnungswochenende in die 1100 qm große Ausstellungsfläche. Nun macht die Pandemie einen Strich durch die Rechnung. Die Kunstszene ist jetzt darauf angewiesen, dass noch vor Weihnachten wenigstens ein Teil der Corona-bedingten Einkommensausfälle kompensiert wird. Ankäufe durch die Staatsgemäldesammlung in der Ausstellung waren üblich, bis sie im letzten Jahr leider eingestellt wurden. Wenn die gesamte Ausstellung Corona-bedingt nicht geöffnet werden kann, fehlen der Bildenden Kunst neben der öffentlichen Wahrnehmung auch die wirtschaftlichen Einnahmen. Das Hilfspaket des Soloselbständigen-Programms, das der Freistaat beschlossen hat, wird nun zur letzten Hoffnung für viele. ●

Christian Schnurer, Vorstand des BBK-Landesverband Bayern bbk-bayern.de

Die Große Schwäbische Kunstaussstellung
1.12.2020 bis 9.1.2021
Mo. bis Sa. von 11:00 bis 17:00 Uhr
An Sonn- und Feiertagen geschlossen
Halle 1 – Raum für Kunst im Glaspalast,
Beim Glaspalast 1, 86153 Augsburg
kunst-aus-schwaben.de

Kunst! Du!

Über, in und um die Künste – Nora Gomringer meint

Liebe Leserinnen und Leser,

alle meine Mitte April – im Zuge des ersten Lockdowns – gesetzten und mit ein bisschen Ehrgeiz über das Jahr gezogenen Pflanzen und Kräuter sind gestorben. Ich will es nicht überdramatisieren, denn schon im Sommer wucherten sie wild und ich hatte mit der Zeit allen Willen verloren, sie zu zähmen. Ich sah mir an, wie sie wuchsen, einander Konkurrenz machten, wie die Zucchini den Süßkartoffeln den Boden streitig machten und das Licht raubten. Meine Küchenkräuter waren die bravsten Naturen, sie machten mich stolz und sie dufteten. Manchmal schnitt ich meinen Schnittlauch büschelweise ab, band ihn mit einem Schleifchen zum Blumenstrauß und übergab ihn der Nachbarin bei der Einladung auf einen Tee.

So war der Sommer. Fast möchte ich sagen, dass wenig in ihm geschehen ist, aber das stimmt nicht. Es war ein prall gefüllter Sommer, wenn es auch ein verzagter war und sich hinter einer Maske die Welt entfernt anfühlt, weil man dem eigenen Atem vielleicht so nahe ist. Gestern sah ich mir Bilder an und sah, wie braun ich in diesem Sommer war, wie oft ich im Fluss geschwommen war. Ausstellungen habe ich fast keine gesehen und fragen Sie mich nach Tipps für Herbst und Winter, so sage ich Ihnen, dass ich die Online-Angebote des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg mag. Sie haben auch eine Ausgabe für Kinder, die nicht zu herablassend getextet ist und es wirklich versteht, neugierig zu machen. Das Fichtelgebirgsmuseum hat ein digitales Corona-Archiv angelegt und will über die nächsten Dekaden sichtbar machen und bewahren, was es derzeit bedeutet, im Jetzt zu leben. Darin sicherlich zu finden: Maskenplakate, Typen von Masken, selbstgenäht oder gekauft, mit Meinung verziert oder mit Blümchen über den Lippen, natürlich auch Hinweisschilder aus Supermärkten, die vom Hamstern abraten und versichern, dass Hefe und Toilettenpapier auch morgen wieder zu haben sein werden. Die Hefe- und Papierphase habe ich nicht geteilt, habe kein Brot gebacken, dafür zu viel davon gegessen. Aber die Gärtnerphase, die hab ich eben doch mitgemacht und nun hab ich mit dem ersten Frost den Tod im Garten. Die weiße Katze, die den Sommer über bis spät abends auf unseren Hausstufen wartet und eine Streicheleinheit fordert, wenn man sie passiert, hat sich ins Haus der Nachbarn zurückgezogen. Die herbstlichen Gaben toter

Mäuse, halber Vogelei oder Vogelbabies sind passé. Es wird nun ernst, auch wenn uns noch die letzten langen Herbstsonnenstrahlen treffen. Die beständigsten Kunsttipps, die ich in diesen Tagen für Sie hätte, das wären solche, die mit Mediatheken zu tun haben, mit guten Büchern und mit Geschenken. Wenn Sie erlaubten, so riete ich Ihnen für Nikolaus und Weihnachten ausschließlich »Kultur« zu schenken: Abonnements, Theater- und Konzertkarten, neueste Schriften und Musiken, Kunstwerke ab Galerie oder Künstleratelier, Mitgliedschaften in Freundeskreisen von Museen oder Theatern. Fragen Sie Ihr Programmkino, ob Sitzpatenschaften sinnvoll sind. Bei der Caritas gibt es Hausaufgabenbetreuungen, da ist so etwas Gold wert. Ein bisschen komisch bei allem Sterben und Vergehen ist ja das immer gleichzeitige Werden und Erstehen. Bitte lassen Sie sich bei aller eventuellen Trübsal, aller Enge des Fokus und damit des Blicks auf die Dinge, die vertraut und lieb sind und doch derzeit ganz anders scheinen, nicht vom Verpuppen und Neu-Werden abhalten! Ich weiß, dass ich im neuen Jahr neue Kräuter im Garten haben möchte, und das ist ein Gedanke, der mich durchaus ein Weilchen trägt. Mit vielen Grüßen, Ihre Nora Gomringer ●



Nora-Eugenie Gomringer, Schweizerin und Deutsche, lebt in Bamberg. Sie schreibt, vertont, erklärt, souffliert und liebt Gedichte. Alle Mündlichkeit kommt bei ihr aus dem Schriftlichen und dem Erlauschten. Sie fördert im Auftrag des Freistaates Bayern Künstlerinnen und Künstler internationaler Herkunft. Dies tut sie im Internationalen Künstlerhaus Villa Concordia. Und mit Hingabe. nora-gomringer.de

Das Erklärstück — Lungenvotiv

Als Dankopfer für die Heilung des kranken Organs werden den himmlischen Mächten bis heute Votivgaben dargebracht



Dr. Thomas Schindler ist seit 2016 Referent für Volkskunde am Bayerischen Nationalmuseum und betreut unter anderem die Sammlung zur überkonfessionellen Religionskultur.



Rudi Bannwarth ist ein gelernter Holzbildhauer. Er arbeitet und lebt in Ettlingen bei Karlsruhe. In seinen Arbeiten beschäftigt er sich mit Perspektiven auf Menschen und das allzu Menschliche. Der Darstellung religiöser Themen nimmt er sich besonders gerne an. Diese übersetzt er in eine moderne, comicartige Formsprache und originelle Formate, etwa sozialkritische Weihnachtsskrippen.

Rudi Bannwarth: So etwas kenne ich. Dies könnte eine Opfergabe aus einer katholischen Kirche, ein Votiv sein, oder nicht?
Thomas Schindler: Genau richtig. Etwas präziser ausgedrückt, sind die sogenannten Votivgaben symbolische Dankesopfer. Sie wurden und werden aufgrund des Verlöbnisses mit einer himmlischen Macht, aber beispielsweise auch Heiligen, in einem Gotteshaus dargebracht. Das vorliegende Stück ist aus dem 18. Jahrhundert und wird als Gebildvotiv bezeichnet, weil es plastische Eingeweide mit Fokus auf der Lunge zeigt.

Sind plastische Votivbilder etwas ganz Seltenes? Nein, im Gegenteil. Es kam auf den Anlass des Opfers an. Unzählige solcher dreidimensionalen Darstellungen von Augen, Brüsten, Füßen, Händen, Köpfen und nicht zuletzt Lungen und anderen Eingeweiden zeugen von einem sehr weit verbreiteten Phänomen.

Handelt es sich nur um eine Lunge oder sollen auch andere Innereien dargestellt sein? Solche Votive spielen mit Perspektiven, sie waren und sind gar nicht für einen ›naturwissenschaftlichen‹ Blick gedacht. Es geht eher darum, dass auch Laien sofort erkennen, worum es sich handelt. Das röhrenförmige Stück ganz oben ist die Luftröhre, möglicherweise mit einem Teil des Rachens. Die beiden Lungenlappen sehen wie gewundene große Blätter aus und schmiegen sich um das große ovale Herz mit seinen Blutgefäßen. Der untere Abschluss könnte das Zwerchfell oder ein Teil davon sein.

Wer hat solche Stücke denn angefertigt? Überwiegend wurden sie von einfachen Holzhandwerkern wie etwa örtlichen Schreibern gearbeitet. Angeboten wurden sie oft für einen sehr geringen Preis, mitunter quasi »to go« auch im Umfeld von Wallfahrtskirchen. Auszuschließen ist im Einzelfall aber auch nicht, dass Votive von Betroffenen selbst stammen.

Als Holzschnitzer staune ich über diese kreative Ausführung und frage mich, welche oder ob der Handwerker wohl irgendwelche Vorbilder vor Augen hatte. Dieser wird ja wohl an keiner Leichenöffnung teilgenommen haben? Schwer zu sagen, welche Inspirationsquellen dem Handwerker konkret zur Verfügung standen. Ich würde auf grafische Blätter aus den großen Enzyklopädien und Lexika des 18. Jahrhunderts tippen.

Waren Votive eigentlich wirklich 100%ig von der Kirche gewünscht? Votive materialisieren in gewisser Weise den Glauben an göttlichen Beistand in schwierigen Lebenslagen. Insofern können sie als Zeichen tief empfundener, hier katholisch-christlicher Frömmigkeit gelten – oder doch nicht? Denn man könnte sie auch für anlassbezogene Opfer halten, die auf Zweifel am generell wirksamen himmlischen Beistand verweisen. Jedenfalls ist die Votivgabe als Ausdruck von Wundergläubigkeit ein so breitenwirksames Phänomen gewesen, dass auch die Kirche nicht daran vorbei kam.

An wen richteten sich Votive denn am häufigsten, etwa an Heilige? Ja, viele Votive wurden einzelnen Heiligen dargebracht. Die meisten richteten sich aber an die Gottesmutter Maria. Wegen ihrer Mutterschaft und Mutterrolle, wenn es um die eigenen Kinder und deren Nöte ging, aber auch, um für Linderung bei körperlichen Leiden zu bitten, so bei Lungenleiden.

Es stand um die medizinische Versorgung nicht so gut, oder? Die medizinische Versorgung, wie wir sie heute kennen, besitzt keine historische Parallele. Noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert zählten seuchenartige Infektionskrankheiten beispielsweise zu den wiederkehrenden Ereignissen. Es gab keinen echten Schutz oder Therapien und wirksame Medikamente fehlten. Gegen die meisten Schmerzen half nichts Menschgemachtes.

Plagten sich denn besonders viele Menschen mit Lungenkrankheiten herum oder waren diese gefährlicher als andere Krankheiten? Atemwegserkrankungen waren wohl immer sehr verbreitet. Die Ansteckungshäufigkeit und Erkrankungswahrscheinlichkeit hing nicht zuletzt von der Wohnsituation oder Kontakthäufigkeiten mit anderen ab. Zu bedenken ist, dass es bis weit ins 19. Jahrhundert hinein keine funktionierende Statistik gab – wir haben viel weniger Daten als heute zur Verfügung.

Was mich auch interessieren würde, ist, ob gerade in Notzeiten, in Seuchenzeiten, bei Epidemien oder Pandemien mehr Votive geopfert wurden. Tatsächlich lässt sich hierzu kein ›echter‹ Nachweis führen, denn Votive wurden ständig und in beträchtlicher Zahl geopfert, zum Beispiel bei alltäglichen Erkrankungen wie Brüchen, Infekten oder anderen Beschwerden.

Wie hoch war eigentlich die durchschnittliche Lebenserwartung der Menschen in Bayern round about 1800? Eigentlich gar nicht so niedrig – sieht man einmal von Katastrophen und Kriegen ab. Die kritischsten Lebensphasen waren die Geburt, die unmittelbare Zeit danach und die Jugend. War dies geschafft, so bestand für Frauen und Männer gleichermaßen eine gute Chance, relativ alt zu werden.

Wurde mit Votiven auch ein repräsentativer Gedanke verfolgt – ähnlich wie auf den Friedhöfen der Gegenwart? Man schuf sich selbst einen Memorial- oder Gedenkort, der gegebenenfalls auch noch von anderen, etwa Nachfahren, noch besucht werden konnte. In kleinräumigen sozialen Strukturen, wie in Dörfern, schauten die Nachbarn aus Neugier sicher gegenseitig nach, wer welches Votiv gestiftet hat.



Plastisches Lungenvotiv, sogen. Gebildvotiv, aus Maria Himmelfahrt am Kunterweg, Berchtesgaden (?), 2. H. 18. Jh.; BNM Inv.-Nr. Kr Hv 220

Weitere Informationen zum Objekt unter: [youtube.com/watch?v=J1yR1uP_wE](https://www.youtube.com/watch?v=J1yR1uP_wE)
Das Bayerische Nationalmuseum ist bis vorerst 10. Januar 2021 Corona-bedingt geschlossen. Aktuelle Informationen unter [bayerisches-nationalmuseum.de](https://www.bayerisches-nationalmuseum.de)

Werden eigentlich heute immer noch Votivgaben gespendet? Ganz klares Ja. Wobei es so ist, dass heute kleine Schrifttäfelchen mit Hinweisen wie »Maria hat geholfen« deutlich überwiegen. Heute gibt es figürliche Votive oder kleine Silberbleche mit Organdarstellungen auch im Internet zu kaufen. Weil sich gerade die Notlagen im Leben des Mängelwesens Mensch nicht ändern, wird immer auch himmlischer Beistand angerufen werden. ●



Reklame IV, 2019, Acryl und Öl auf Leinwand, 40 x 30 cm

Von den letzten Dingen

Ich trage dich wie ein Wort unter meiner Zunge
Das ich nie mehr laut aussprechen kann
Es schmerzt nicht immer. Und hindert nicht die anderen zu fließen
Nur manchmal plötzlich fällt es aus dem Mund
Und eine ungeheure Einsamkeit zersplittert mich in Stücke

– Tania Rupel Tera, München

Tania Rupel Tera, bulgarisch-deutsche Malerin und Schriftstellerin, lebt und arbeitet seit 2005 in München; Mitglied im FDA Bayern und in der Autoren Galerie. Der Schrei der Tropfen 2016 Plötzliche Hunde 2018, Wundebär 2019. Einzel- und Gruppenausstellungen, 1. Platz Landschreiber-Wettbewerb Sprache und Flucht, Sparte Lyrik, 2020; Europeans in art-Award, Münchner Europa-Mai 2020, Künstlerinnen und Künstler für Europa. Das hier abgedruckte Gedicht auch unter *GEDICHTE MIT TRADITION*, Online-Anthologie, hg. Jan-Eike Hornauer, FOLGE 190: *MUTTER dasgedichtblog.de/category/lyrik/gedichte-mit-tradition*

Mama, was werden wir, wenn wir tot sind? Vielleicht Musik? Oder ein Eimer?

Der Tod stellt uns vor viele Fragen. Zwei davon sind diese: Wie gehen wir mit dem physischen Körper um? Wie mit dem »sozialen Körper«? Wie finden wir eine stimmige Form des Abschieds, die sowohl der verstorbenen Persönlichkeit gerecht wird als auch den Bedürfnissen der Hinterbliebenen?

Wenn Persönlichkeit durch Beziehung wahrgenommen wird, trägt dann nicht jeder jemand anderen zu Grabe? Wie kann eine Urne folgerichtig als Projektionsfläche für all diese verschiedenen Blickwinkel entworfen werden?

Wie kann ein Objekt das nicht greifbare Wesen eines Menschen überhaupt widerspiegeln?

Angelika Kern

Gedächtnis, 2015, Rückprojektion, Maße variabel
In der Arbeit *Gedächtnis* zeichnet ein hauchdünnes Gelatinegefäß sein eigenes Lichtabbild auf eine weiße Fläche. Hans Beltings Forschung zu Körper und Bild liefert einen möglichen theoretischen Zugang für diese Installation.





linke Seite:
Gedächtnis, 2015, Rückprojektion, Maße variabel

diese Seite:
Gefäße zur Erinnerung, 2016, Gelatine, Höhe je 28 cm
Thematischer Schwerpunkt ist das Verschwinden, Erinnerung
und Übersetzung ihrer Qualitäten ins Objekt. Gefäße zur
Erinnerung hat auch den Aspekt der Unmöglichkeit dieses
Unterfangens zum Thema.





diese Seite:

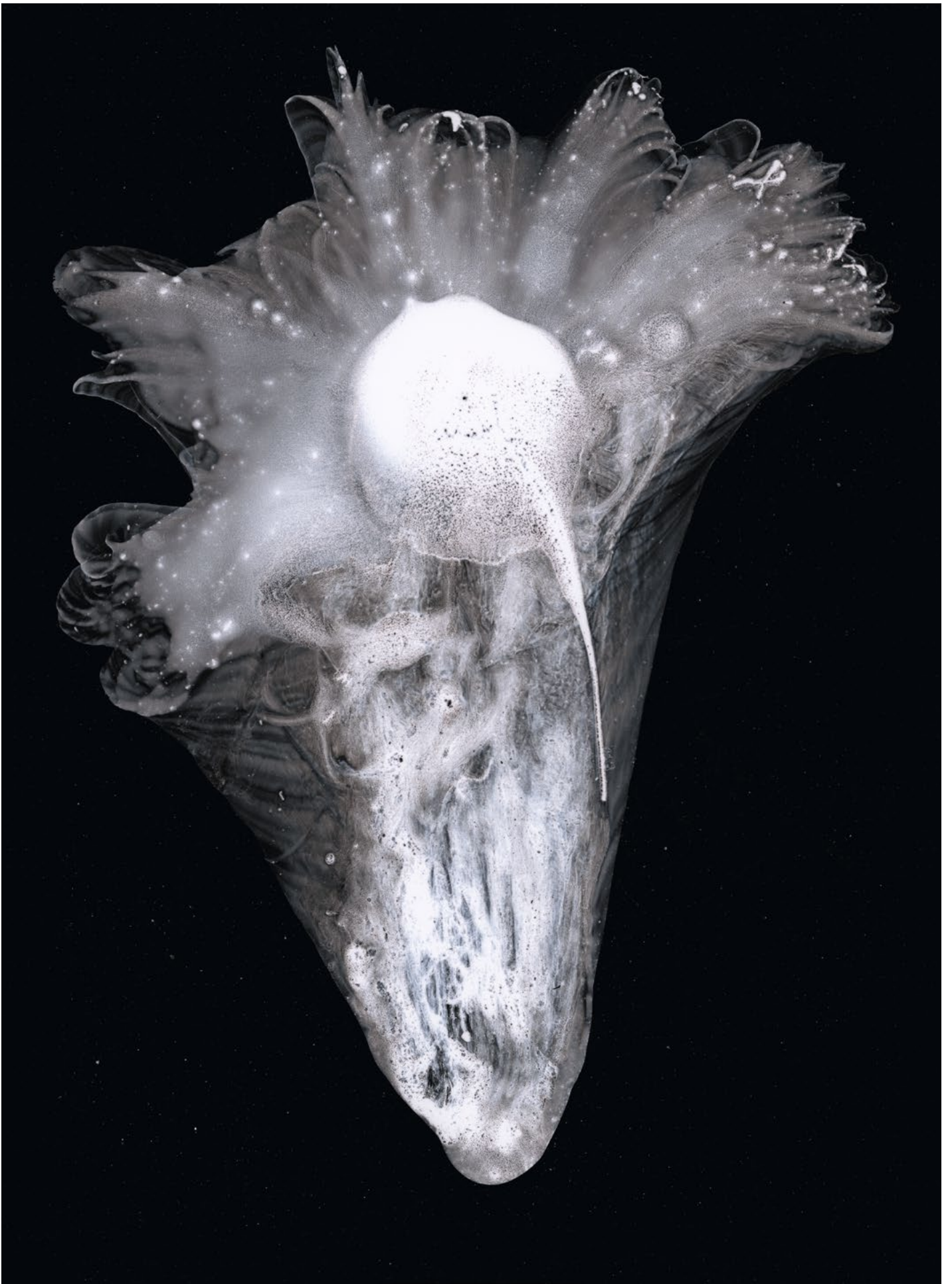
fare well, 2016, H₂O

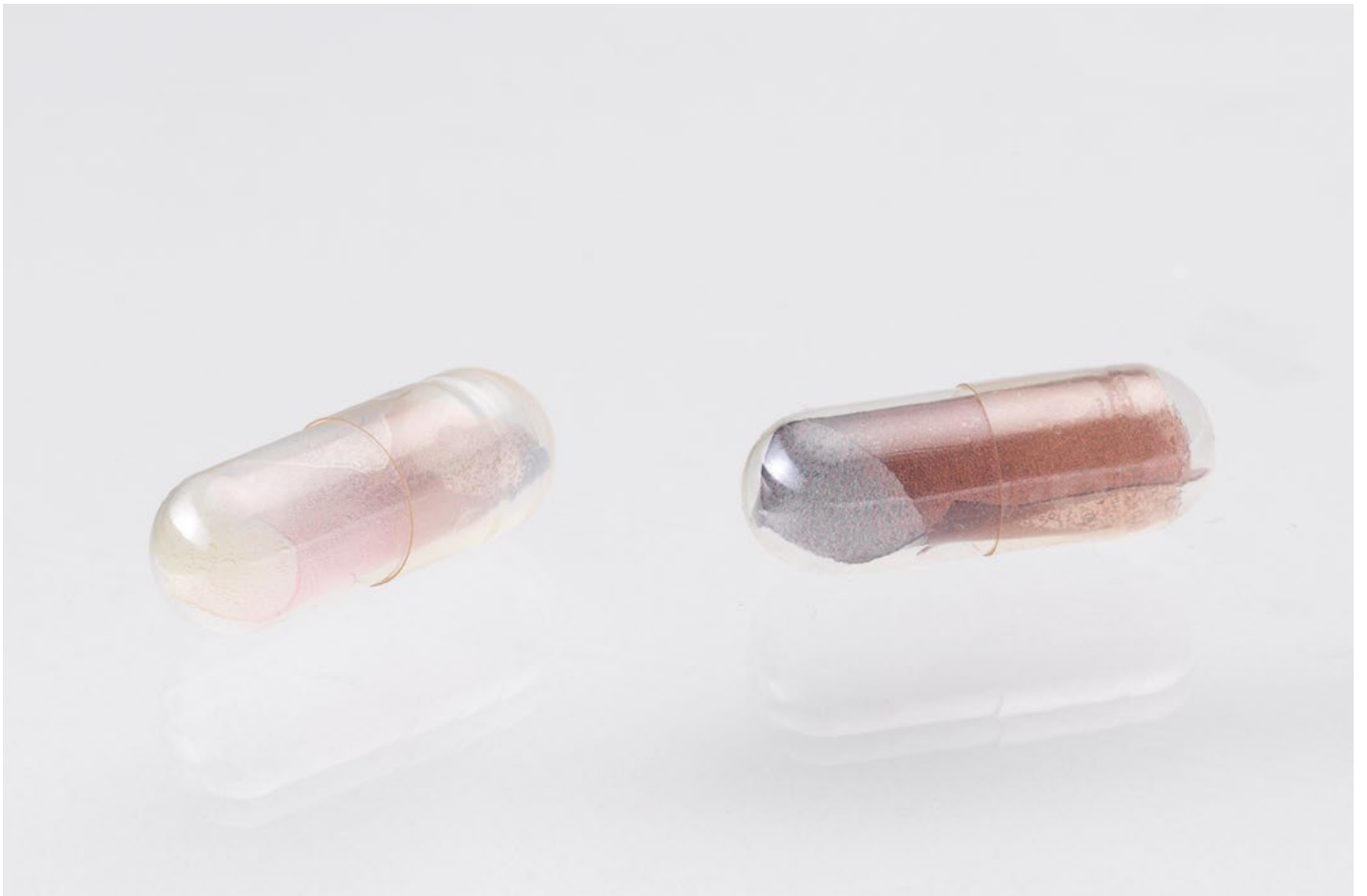
Gefrorenes Wasser gibt dem eingäscherten Körper das entzogene Element zurück. Die Vergänglichkeit der Form wird durch Berührung beschleunigt. Physischer Schmerz durch Kälte lässt die eigene Lebendigkeit körperlich erfahren.

rechte Seite:

Vom Subjekt zum Projekt, 2014, Print auf Alu Dibond

Vom Subjekt zum Projekt bringt die künstlerische Haltung des respektvollen Einsatzes von Material und Werkzeugspuren und ihrer Ausdrucksmöglichkeiten auf den Punkt.







linke Seite:

Who, who?, 2016, Gelatine, Pigment

Who, who? verpackt Stücke abgezogener Porträts und Profilbilder in Gelatinekapseln. Es ist unmöglich DAS Bild einer Person daraus zu formen, bietet dafür die Möglichkeit sich einzelne Facetten sprichwörtlich einzuverleiben.

diese Seite:

Im vergangenen Jahr entstand gefördert durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst ein leichtfüßiges, assoziatives Buch, das Angelika Kerns Arbeiten im Kontext von Archivmaterial und persönlichen Gesprächen zeigt: Interviews mit Menschen, die beruflich oder ehrenamtlich mit dem Tod in verschiedenen Facetten intensiv in Berührung kommen. Es heißt: *Do Be Do Be Die*. ISBN: 978-3-946780-04-5

Auf dem Foto: *[eks] Papierurne*, 2016, Gips, geschmiedetes Papier

Angelika Kern studierte an der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg Freie Kunst bei Prof. Baranowsky und schloss 2018 als Meisterschülerin ab. In ihrer künstlerischen Praxis werden die Liebe zum Handwerk als ausgebildete Silberschmiedin mit Freude am Experiment und intensiver material- und medientheoretischer Recherche verwoben. Künstlerisch zu arbeiten bedeutet für sie mit Material und Werkzeug gemeinsam laut über etwas nachzudenken. Im dabei entstehenden »Gespräch« werden Fragen präziser und Antworten durchsichtiger bis zu dem Punkt, an dem die Arbeit ihre größte Kraft entfaltet.

Im Entstehungsprozess einer Urne stellt sich die Frage: Wie kann sie Sensibilität und Schaffenskraft bei der Gestaltung in den Dienst ihres Gegenübers stellen? Seien es Hinterbliebene, Sterbende oder Vorsorgende. Das letzte Haus eines Menschen, die letzte Form für seine Asche ist nicht der Ort, die eigene Handschrift zu hinterlassen. Es geht hier nicht um branding als Künstlerin. Es geht ums Übersetzen, ums Oszillieren, darum Brücken und Projektionsflächen zu bauen in einem Prozess, der menschlicher nicht sein könnte – und so unfassbar ist für alle Beteiligten.

Angelika Kern interessiert sich für Auflösung. Auch ihre eigene anstelle von Profilbildung. Und schafft genau dadurch künstlerische Arbeiten, die durch ihre Präsenz überzeugen.

gedächtnis.de

Erfahrungen in der Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden in der Pandemiesituation

Text: Claudia Bausewein

Illustration: Giovanni Raabe

Die seit Anfang 2020 bestehende SARS-CoV2-Pandemie ist eine große gesellschaftliche Herausforderung und stellt auch das Gesundheitswesen vor eine immense, bisher nicht dagewesene Aufgabe. Zunächst geht es darum, die Bevölkerung vor einer möglichen Ansteckung zu schützen und die medizinische Betreuung von akut an der Infektion Erkrankten zu gewährleisten. Hierfür sind ausreichende intensivmedizinische und Beatmungskapazitäten genauso notwendig wie Kompetenz im Umgang mit infizierten Patient*innen sowie Verdachtsfällen. Daher fokussieren sich die Aktivitäten der medizinischen Versorgung in der aktuellen Pandemiesituation im Frühjahr 2020 v. a. auf die Einrichtung von Intensivbetten und Beatmungsplätzen für akut an COVID-19 Erkrankte, be-

sonders auch im Kontext der erschreckenden Entwicklungen in Italien und Frankreich mit der rasanten Ausbreitung von Infektionen und hohen Zahlen an Sterbefällen. Insbesondere in Ländern niedrigen und mittleren Einkommens wurde ein »Tsunami des Leids« erwartet (1), der in Ländern wie Indien, Brasilien oder Mexiko, aber auch den USA oder England leider auch bittere Wahrheit wurde. Die Entwicklung in Deutschland verlief bisher deutlich abgeschwächer, auch wenn die Infektionszahlen jetzt im Herbst wieder rasant ansteigen.

Trotz aller medizinischen Maßnahmen sterben Menschen an den Folgen der Covid-19-Erkrankung, in Deutschland bisher über 17.000 Menschen. Dies trifft nicht nur ältere Menschen mit vielfachen Begleiterkrankungen, sondern durchaus



Die Pandemiesituation wirft auch ein Licht auf die Frage, wie wir mit unserem eigenen Lebensende umgehen.

auch junge, gesunde und sportliche Menschen. Die meisten sterben im Krankenhaus, überwiegend auf Intensivstationen, aber auch auf Normalstationen. Aber auch in den Alten- und Pflegeheimen sterben viele ältere und hochbetagte Menschen. Egal wo, in der Regel ist es ein Sterben unter Isolationsbedingungen und oft auch ein einsames Sterben, da Angehörige ihre kranken Familienmitglieder kaum besuchen dürfen. Dadurch steigt auch die Belastung für die Angehörigen mit der Gefahr der Traumatisierung und nachfolgenden Störungen des Trauerprozesses bis hin zur erschwerten Trauer.

Neben der medizinischen Versorgung von infizierten Patient*innen muss auch die medizinische Betreuung von nicht-infizierten Patient*innen und der Bevölkerung weiterhin sichergestellt werden. Im Rahmen der Pandemie wurde bereits eine schlechtere Versorgung von Nicht-COVID-19 Patienten beschrieben (»Corona Collateral Damage Syndrome«) (2). Im Frühjahr 2020 wurde deutlich, dass das Gesundheitswesen in keiner Weise auf so eine Pandemiesituation vorbereitet war. Nachdem die Zahlen im Herbst 2020 wieder deutlich ansteigen, kann zumindest auf die Erfahrungen der letzten Monate und zwischenzeitlich entwickelte Konzepte zurückgegriffen werden.

Wenig im Fokus ist, dass auch in der Pandemiesituation Menschen, die keine Covid-19-Erkrankung haben, an Krebserkrankungen oder anderen fortgeschrittenen chronischen Erkrankungen sterben. Auch auf ihre Betreuung wirkt sich die Pandemie aufgrund der Schutz- und Isolationsmaßnahmen deutlich aus. Sind sie im Krankenhaus, greifen die Besuchsbeschränkungen. Aber auch im häuslichen Umfeld werden zum Teil die Kontakte durch Hausärzte und Pflegedienste reduziert.

Palliativversorgung hat zum Ziel, dass schwerkranke und sterbende Menschen am Lebensende möglichst beschwerdearm und selbstbestimmt leben können und sie und ihre Angehörigen bei psychischen und existentiellen Fragen genauso wie der Versorgung unterstützt werden. Die Betreuung ist sowohl ambulant durch spezialisierte ambulante Palliativteams (SAPV) als auch stationär in Palliativstationen und stationären Hospizen möglich. Auch im Krankenhaus gibt es ähnlich wie im ambulanten Bereich multiprofessionelle Teams aus Ärzt*innen, Pflegenden,

Sozialarbeiter*innen u. a. Berufsgruppen, sogenannte Palliativdienste, die schwerkranke und sterbende Menschen auf den Stationen eines Krankenhauses begleiten. Auch für die Palliativversorgung ist die Pandemie eine große Herausforderung. Auf Palliativstationen mussten Besuchseinschränkungen eingeführt werden, ambulante Teams konnten zeitweise Patient*innen nicht mehr zu Hause besuchen und mussten auf telefonische Betreuung ausweichen. Ehrenamtliche Hospizbegleiter*innen durften keine Besuche mehr machen. Bei der Verteilung von Schutzausrüstung waren die SAPV-Teams im ambulanten Bereich genauso wenig im Blick wie Alten- und Pflegeheime oder stationäre Hospize. Trotz dieser Umstände war es vorrangiges Ziel, die Palliativbetreuung schwerkranker und sterbender Menschen aufrechtzuerhalten.

Aber auch bei Covid-19-Patient*innen, die an der Infektion sterben, stellt sich die Frage, welche Rolle Palliativversorger*innen spielen. Die Covid-19-Erkrankung kann bei fortgeschrittenem Stadium zu starker Atemnot und Husten sowie Angst, Unruhe- und Verwirrheitszuständen führen, die in manchen Fällen die Sterbephase sehr belasten können. Nur in wenigen Ausnahmefällen werden diese Patient*innen auf Palliativstationen betreut. In einigen Krankenhäusern wurden zwar eigene Palliativbereiche für infizierte Patient*innen geschaffen, das ist aber die Ausnahme. Maßnahmen der Symptomkontrolle wie die Linderung der oben genannten Beschwerden erfolgen durch die primär behandelnden Ärzt*innen auf den Intensiv- und Normalstationen. Palliativärzt*innen können sie beratend unterstützen. Die Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin (DGP) hat frühzeitig Handlungsempfehlungen u. a. für die Betreuung von Patient*innen mit COVID-19, insbesondere für die Symptomkontrolle, aber auch für grundsätzliche Fragen der medizinischen Entscheidungsfindung hinsichtlich der Definition von Therapiezielen und der Beachtung des Patient*innenwillens veröffentlicht (3). Darüber hinaus wurden von der Fachgesellschaft Empfehlungen zur Unterstützung von belasteten, schwerkranken, sterbenden und trauernden Menschen in der Corona-Pandemie aus palliativmedizinischer Perspektive entwickelt (4). Die DGP hat sich in die Entwicklung von

Empfehlungen zur präklinischen Entscheidungsfindung (5) und der Priorisierung von Patienten bei Ressourcenknappheit (6) eingebracht. Auch international gab es eine Reihe von Veröffentlichungen zu Palliativversorgung in Pandemiezeiten.

Für die aktuelle und zukünftige Pandemiesituationen sind nationale Empfehlungen und Konzepte notwendig, wie die Betreuung von schwerkranken und sterbenden Menschen im ambulanten und stationären Bereich aussehen soll. Das Ziel solcher Konzepte muss es sein, auch in der Pandemiesituation eine menschenwürdige und kompetente Begleitung am Lebensende und beim Abschiednehmen unter erschwerten Umständen möglich zu machen. Diese "Pandemic Preparedness«, wie sie für alle Bereiche des Gesundheitswesens gefordert wird, darf den Bereich der Versorgung Schwerstkranker und Sterbender nicht auslassen. Daher ist es sehr erfreulich, dass im Rahmen des Netzwerks Universitätsmedizin, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert wird, ein Konsortium aus zwölf universitären Palliativeinrichtungen und weiteren Kooperationspartnern unter der Federführung des LMU Klinikums München und der Uniklinik Köln beauftragt wurde, eine nationale Strategie zu entwickeln und zudem Informationsmaterialien und Best Practice Beispiele für die Versorger im Gesundheitswesen zusammenzustellen.

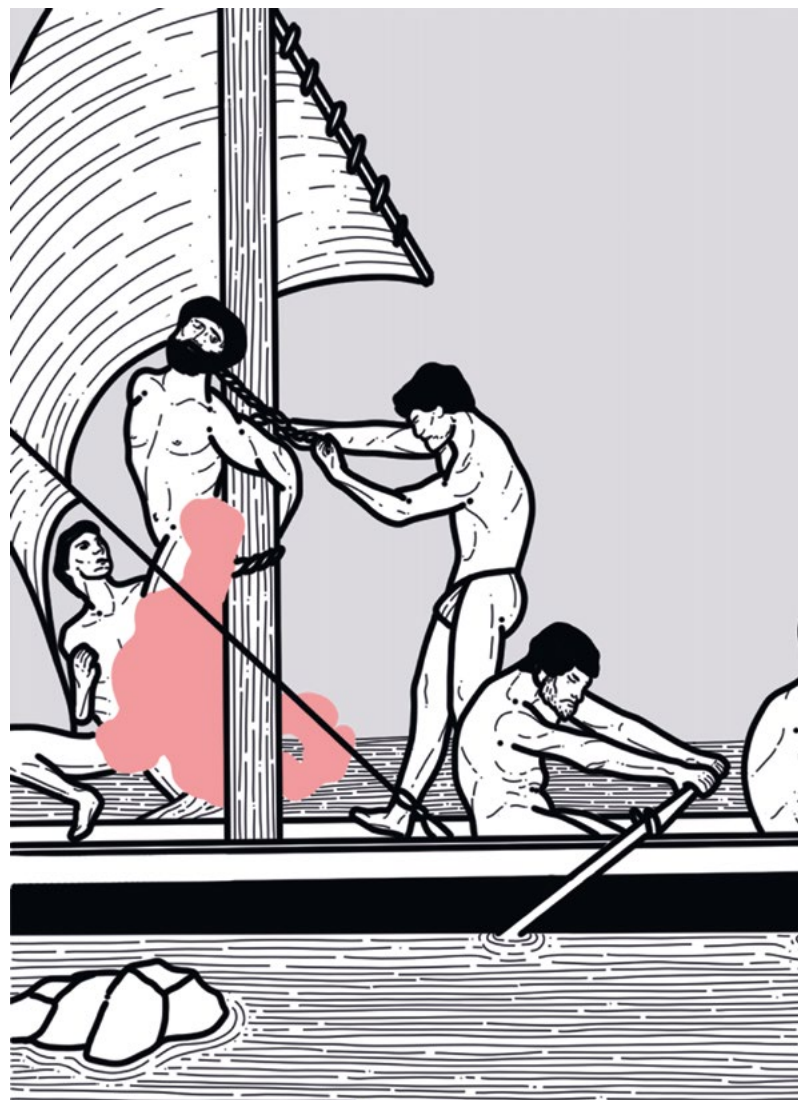
Die Pandemiesituation wirft aber auch ein Licht auf die Frage, wie wir mit unserem eigenen Lebensende umgehen. Die meisten leben in dem Glauben, dass das eigene Leben unendlich ist. Fragen des Umgangs mit Sterben und Tod sind nicht besonders gesellschaftsfähig. Wenn jemand stirbt, dann im Fernsehen, wo das Thema ständig präsent ist, oder die älteren und kranken Menschen. Aber es sind immer die anderen. Durch die SARS-CoV2-Pandemie haben Sterben und Tod eine andere Unmittelbarkeit gewonnen. Jeder kann sich anstecken, es ist bei Ansteckung vollkommen unklar, wie der Krankheitsverlauf ist, und es sterben, wie schon angedeutet, auch junge und gesunde Menschen. Daher fordert die Pandemiesituation uns alle heraus, uns Gedanken darüber zu machen, was wäre, wenn das Lebensende schneller da ist, als wir uns wünschen. So lange wir selbst noch entscheiden können, welche Maßnahmen die Medizin ergreifen soll, um das Leben zu erhalten, können wir uns dazu äußern. Was aber, wenn ich nicht mehr selbst entscheiden kann? Gibt es eine Patientenverfügung, in der der eigene Wille ausgedrückt ist, wenn ich nicht mehr entscheiden kann? Gibt es einen Vorsorgebevollmächtigten, der meinem Willen Ausdruck gibt? Vielleicht kann die Pandemiesituation auch eine Chance sein, sich über diese Fragen Gedanken zu machen und die notwendigen Vorsorgedokumente zu erstellen. ●

Zum Weiterlesen:

- 1 Radbruch L, Knaut FM, de Lima L, de Joncheere C, Bhadelia A. *The key role of palliative care in response to the COVID-19 tsunami of suffering.* Lancet. 2020;395(10235):1467-9.
- 2 Ramshorn-Zimmer A, Fakler J, Schröder R, Stöhr R, Kohls E, Gries A. *Weniger Non-COVID-19-Notfälle.* Dtsch Arztebl. 2020;117(24): A 1201-5.
- 3 Nehls W, Delis S, Haberland B, Maier BO, Sanger K, Tessmer G, et al. *Therapie von PatientInnen mit COVID-19 Handlungsempfehlung aus palliativmedizinischer Perspektive.* Pneumologie. 2020;74(10):652-9.
- 4 Münch U, Müller H, Deffner T, von Schmude A, Kern M, Kiepke-Ziemes S, et al. *Empfehlungen zur Unterstützung von belasteten, schwerstkranken, sterbenden und trauernden Menschen in der Corona-Pandemie aus palliativmedizinischer Perspektive. Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin (DGP), der Deutschen Interdisziplinären Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin (DIVI), des Bundesverbands Trauerbegleitung (BVT), der Arbeitsgemeinschaft für Psychoonkologie in der Deutschen Krebsgesellschaft, der Deutschen Vereinigung für Soziale Arbeit im Gesundheitswesen (DVSG) und der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie, Beratung und Familientherapie (DGST).* Schmerz. 2020;34(4):303-13.
- 5 Deutsche Interprofessionelle Vereinigung – Behandlung im Voraus Planen (DIV-BVP), Deutsche Gesellschaft für Allgemeinmedizin (DEGAM), Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin (DGP), Deutsche Gesellschaft für Pneumologie und Beatmungsmedizin (DGP), Deutsche Gesellschaft für Anästhesiologie und Intensivmedizin (DGAI), Deutsche Interdisziplinäre Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin (DIVI). *Ambulante Patienten-zentrierte Vorausplanung für den Notfall – Ein Leitfaden aus Anlass der Covid-19-Pandemie 2020 15.5.2020.* Available from: dgpalliativmedizin.de/images/Ambulante_patientenzentrierte_Vorausplanung_fuer_den_Notfall_LEITFADEN_20200409_final.pdf
- 6 Deutsche Interdisziplinäre Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin (DIVI), Deutsche Gesellschaft für Interdisziplinäre Notfall- und Akutmedizin (DGINA), Deutsche Gesellschaft für Anästhesiologie und Intensivmedizin (DGAI), Deutsche Gesellschaft für Internistische Intensivmedizin und Notfallmedizin (DGIIN), Deutsche Gesellschaft für Pneumologie und Beatmungsmedizin (DGP), Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin (DGP), et al. *Entscheidungen über die Zuteilung von Ressourcen in der Notfall- und der Intensivmedizin im Kontext der Covid-19-Pandemie: Klinisch ethische Empfehlungen 2020 10.4.2020.* Available from: divi.de/empfehlungen/publikationen/covid-19/1540-covid-19-ethik-empfehlung-v2/file

Prof. Dr. Claudia Bausewein PhD MSc ist Direktorin der Klinik und Poliklinik für Palliativmedizin am LMU Klinikum München. Die gebürtige Münchenerin ist seit über 30 Jahren in der Hospiz- und Palliativversorgung engagiert und gehört derzeit zum Geschäftsführenden Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin. Ihr ist es ein Anliegen, Menschen zu ermuntern, sich mit dem Thema Tod und Sterben zu beschäftigen und darüber zu sprechen. claudia.bausewein@med.uni-muenchen.de

Odysseus, oder wer bin »ich«?



Text: Hans Förstl
Illustration: Alina Sorg

Es ist inzwischen üblich, dem eventuell geneigten Leser gleich mitzuteilen, wie viel Zeit die Lektüre eines Aufsatzes bei durchschnittlicher Aufmerksamkeit und Vorbildung kosten würde. Man könnte grundsätzlich überhaupt eine Menge Zeit sparen, würde man sich so kurz wie möglich fassen. Daher stelle ich meine festen Überzeugungen gleich voran, alles andere ist verzichtbare Verzierung:

1. Der Beitrag richtet sich ausschließlich und strikt gegen abfällige Patientenverfügungen im Falle einer dementiellen Erkrankung.
2. Keiner darf über das Leben eines anderen verfügen.
3. Der Mensch mit einer Demenz ist ein anderer als jener, der vorab über ihn verfügt hat.

Die Eitelkeit der Menschen ist immer wieder beschämend. Das gilt ganz allgemein, wenn man die Prahlerei vernimmt, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen, er sei die Speerspitze der Evolution und dürfe sich daher selbst seit 1758 zoologisch als klug und seit den Dreißiger-Jahren des letzten Jahrhunderts sogar als überschlau bezeichnen (homo sapiens sapiens). Einfach schlau sei bereits der Neandertaler gewesen.

Überheblichkeit beschreibt nicht nur das Missverhältnis von Selbsteinschätzung und Können, sondern die Arroganz als solche zehrt zusätzlich am intellektuellen Vermögen. Besonders schändlich ist das Urteil mancher eingebildeten Gesunden über die Kranken und Dementen: So nicht, so will ICH NICHT SEIN oder enden. Hier wird Würde mit Ekel verwechselt.

Wenn also der vermeintlich Gescheite und Gesunde nicht begreift, wie der Demente fühlt und was er möchte (genießen und leben), macht er damit bereits deutlich, dass er so ganz ohne Verständnis für den Kranken nicht nur gar nichts mit ihm zu tun haben will, sondern tatsächlich nichts mit ihm zu tun hat. Er ist ein anderer. Wenn dieser andere meint, über jenen Dementen bestimmen zu müssen, macht er schwere Fehler, logisch und moralisch. Es lohnt sich nicht, die Ethikkeule zu schwingen. Auch Rechte und Gesetze unterliegen modischen Wandlungen. Bleiben wir einfach dabei: Menschen entwickeln sich, tragen eines Tages noch den gleichen Namen, sind aber nicht mehr dieselben.

Als Motiv für meine Auffassung erwähne ich nur kurz die Erfahrung mit dementen Patienten. Die meisten freuen sich,



wenn die Sonne scheint und interessieren sich für das, was außen herum oder in ihnen selbst abläuft. Das ist auch ohne große Worte und zweifelsfrei zu erkennen. Unbestritten bleibt, dass es auch Menschen gibt, die zu Beginn oder im Verlauf der Erkrankung zumindest zeitweise leiden. In vielen Fällen kann gut geholfen werden.

Nun noch kurz zu Odysseus und den Sirenen gesang (XII: 165–200): Als der Rückenwind erstarb und die Flaute eingetreten war, reiften die Freunde die Segel und setzten sich an die Ruder. Odysseus aber knetete Bienenwachs mit seinen starken Händen, ließ es von der Sonne erwärmen und damit verstopfte er die Ohren all seiner Freunde, nachdem er ihnen befohlen hatte, ihn aufrecht an den Mast zu fesseln und nicht los zu binden, auch wenn er sie darum bitte. Dann ruderten sie rasch weiter. Als sie dem Ufer nah kamen, begannen die Sirenen anmutig zu singen und zu locken. Aufgewühlt flehte Odysseus seine Kameraden an und befahl, ihn zu befreien. Aber sie beugten sich über ihre Ruder und zogen umso kräftiger. Die zuverlässigsten Gefährten – Perimedes (ein besonders geduldiger und gewissenhafter Begleiter) und Eurylochus (der

mächtige Scharführer, Odysseus Schwager und Steuermann) – standen auf und banden ihn noch fester und mit noch mehr Seilen an den Mast. Erst als sie weit weg von den Gestaden der Sirenen waren, nahmen sie das Wachs aus ihren Ohren und lösten Odysseus die Fesseln.

Diese Art bindender Verfügung über sich selbst auch im Falle einer zeitweiligen Widerwilligkeit wird gerne gebildet und heroisch als Odysseus-Kontrakt bezeichnet. Odysseus durfte allerdings davon ausgehen, dass er nach überstandene Sirenen gesang wieder seine Freiheit, den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte und die Macht über Mannschaft und Schiff erlangen würde. Das zumindest hatte Circe versprochen. Athene, Göttin von Weisheit, Kampf und Kunst hatte immer wieder bewiesen, dass sie in entscheidenden Momenten hinter dem Listenreichen steht. Kurz, Odysseus verfiel nicht aus eigener Unbesonnenheit in einer ausweglosen Situation. ●

Univ.-Prof. Dr. Hans Förstl war Direktor der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Klinikum rechts der Isar.

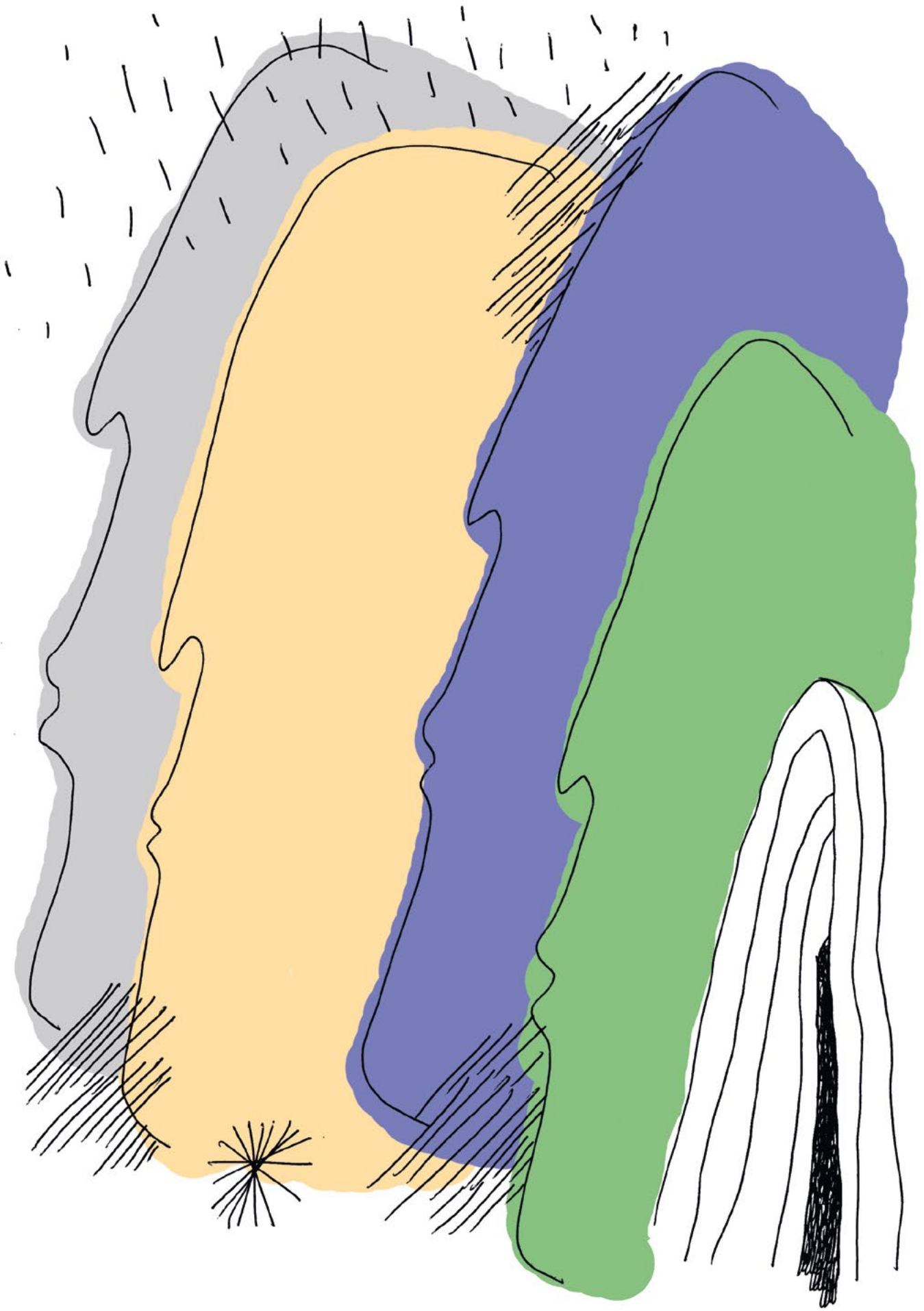
Wir müssen über den Tod reden!

Text: Pauline Füg

Illustration: Giovanni Raabe

Die Psychologin und Autorin Pauline Füg bekam eine E-Mail mit der Empfehlung, sich mit der Sterbebegleiterin Johanna Klug zu unterhalten. »Ihr müsst über den Tod reden! Ihr habt darüber sicher beide viel zu sagen!« stand darin. Und das taten sie. Johanna und Pauline trafen sich zu einem Interview via Videokonferenz. Jede hatte drei Fragen vorbereitet. Nach fast zwei Stunden Gespräch über den Tod, Urvertrauen und Ereignisse, die manchmal erst Jahre später Sinn ergeben, war klar: Diese drei Fragen hätten sie gar nicht gebraucht. Was sie gebraucht hätten, ist: noch viel mehr Zeit, um über den Tod zu reden.

Ein Interview in Dialogform zwischen Pauline Füg, Diplom-Psychologin, Autorin und Mit-Gründerin des Projektes *DemenzPoesie*, und Johanna Klug, Sterbebegleiterin, Autorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin des neuen Studiengangs *Perimortale Wissenschaften – Sterben, Tod und Trauer interdisziplinär* an der Universität Regensburg.



- PF Johanna, erzähl mir von dir. Wie kam es dazu, dass du dich beruflich mit dem Tod auseinandersetzt?
- JK Eigentlich hatte ich ganz andere Pläne. Aber dann kam der Wink des Lebens mit dem Studiengang in Regensburg. Meine Nachbarin hatte mir davon erzählt. Ich fand das spannend und hab einfach aus Interesse eine Mail hingeschrieben, mich gar nicht richtig beworben, aber plötzlich hatte ich die Stelle. Eine glückliche Fügung, dass ich mein Ehrenamt als Sterbebegleiterin, das mir eine Herzensangelegenheit ist, auch beruflich weiterführen kann.
- PF Solche glücklichen Fügungen kenne ich gut! Plötzlich ergeben sich Zufälle oder rote Fäden im Leben und plötzlich vernetzen sich Dinge, von denen man nie gedacht hätte, dass das passiert.
- JK Ja, total! Als ich in Hamburg »Digitale Kommunikation« studiert habe, wusste ich nicht, wonach ich mich beruflich sehne. Ganz überraschend kam das mit den »Perimortalen Wissenschaften.« Es ist einfach großartig, an der Entwicklung und Gestaltung dieses Studiengangs so sehr involviert zu sein. Neben der Arbeit und Promotion bin ich ehrenamtlich auf der Palliativstation, lasse mich zur Trauerbegleiterin weiterbilden und leite eine junge Erwachsenen- und eine Kindertrauergruppe, um den Ausgleich zur wissenschaftlichen Beschäftigung zu haben. Man kann den Tod nicht studieren, wenn man ihn nicht praktisch miterlebt hat.
- PF Worüber hast du eigentlich deine Masterarbeit geschrieben?
- JK Über Sarah, ein Mädchen mit Kinderdemenz. Das ist unsere erste Parallele. Kinderdemenz (NCL) ist eine unheilbare Stoffwechselerkrankung. Sarah hat sich bis zu ihrem 5. Lebensjahr ganz normal entwickelt, dann das erste Anzeichen: die vollständige Erblindung. Ein kompletter Degenerationsprozess, der schließlich zum Tod führt. Ich habe für sie und ihre Familie ein »Social Campaigning« entwickelt: Social Media, Online-Fundraising und Stiftungsarbeit gepusht, um die Familie zu unterstützen. Du arbeitest ja mit Erwachsenen mit Demenz zusammen, erzähl mal, was du genau machst und wie es dazu kam.
- PF Ich sag immer, ich habe Psychologie studiert und bin aus Versehen Schriftstellerin geworden. Aber ich glaube, eigentlich ist es so, dass ich mich für Menschen interessiere, für deren Leben und deren Tod. Im Studium war mein Schwerpunkt »Entwicklung der Persönlichkeit«, dazu gehören alle gravierenden Lebensphasen, eben auch das Älterwerden. Finanziert habe ich mir das Studium, indem ich mit meinen Texten aufgetreten bin. Darüber habe ich vor zehn Jahren Gary Glazner kennengelernt, einen amerikanischen Poeten, der das *Alzheimer's Poetry Project* ins Leben gerufen hat. Gemeinsam mit meiner Kollegin Henrikje Stanze, die mittlerweile an der Hochschule Bremen Professorin für Pflegewissenschaft ist, habe ich das Projekt demenzPoesie für den deutschen Sprachraum entwickelt. DemenzPoesie ist eine Therapie zur Gedächtnisrehabilitation und zur Steigerung von Lebensqualität für Menschen mit Demenz. Wir arbeiten aber mittlerweile auch mit Menschen, die im Wachkoma liegen oder andere kognitive Einschränkungen haben.
- JK Wie kann ich mir das vorstellen? Wie läuft das ab?
- PF Jede Gruppentherapiesitzung ist anders. Die Teilnehmenden sitzen im Kreis, meistens sind es 15–25 Personen. Meine Kollegin und ich stehen in der Mitte des Kreises und tragen Gedichte vor, die die Menschen mit Demenz in der Schulzeit gelernt haben. Mit verschiedenen Techniken sprechen wir auch unbekannte Gedichte gemeinsam und schreiben mit der Gruppe zusammen ein Gedicht. Es ist so schön, die Menschen lächeln zu sehen und zu merken, welches Gemeinschaftsgefühl entsteht.
- JK Die Arbeit auf der Palliativstation gibt mir auch so viel Tiefe. Es hilft mir zu verstehen, was und wer wir als Menschen wirklich sind. Man geht dann abends nach Hause und denkt sich nur, was ist das für eine Welt, in der wir leben: voller Oberflächlichkeiten, Macht und Gier. Im Sterbeprozess sind solche Sachen nebensächlich. Menschen beim Sterben zu begleiten macht demütig.
- PF Ja, mir geht das ähnlich. Ich habe auch den Eindruck, dass viele Menschen Angst vor dem eigenen Tod haben. Ich genieße im Kontakt mit den Menschen mit Demenz sehr, einfach im Moment zu sein. Es ist manchmal, als würde ich beruflich in zwei Welten leben.
- JK Mir hilft es, mich mit dieser »anderen Welt« zu beschäftigen. Dann merkt man, dass man eigentlich keine Angst haben muss. Man gewinnt eine innere Sicherheit. Und darum geht es: nicht mehr alles kontrollieren zu wollen, sondern Vertrauen zu fassen.
- PF Der Tod ist eine große Unbekannte und das verunsichert die Menschen. Vertrauen ins Leben und in den Tod haben. Das würde so viel erleichtern. Wie ist das, wenn du auf der Palliativstation Menschen begleitest?
- JK Manchmal ist vorher gar nicht klar, wie lange ich bleibe. Manchmal ist es nur eine Stunde, manchmal mehrere. Ich schaue oft ganz intuitiv, was passt: Basteln, Kekse Backen oder Blumen Mitbringen. Oder ich bin einfach nur da und sitze am Bett, lausche Geschichten und höre zu. Ich finde es spannend, wie wir über den Tod denken. In Südafrika ist der Tod irgendwie so bunt und wird größer und opulenter gefeiert als jede Hochzeit. Es fängt ja schon damit an, wie man den Tod sieht. Ich will bei meiner Beerdigung nicht, dass alle in Schwarz kommen.
- PF Ja, es ist so wichtig, das aufzubrechen und in den Dialog über den Tod zu kommen. Ich rede auch mit Menschen, die mir nahestehen, darüber.
- JK Ja, es ist so wichtig, dem Thema Tod Raum zu geben und sich damit zu konfrontieren. Die Menschen verschließen sich anfangs, aber wenn man sich öffnet, merkt man, wie gut es ist, darüber zu reden. Man ist nicht allein mit seinen Ängsten, Gedanken und Hoffnungen.
- PF Was sollten Menschen über das Sterben wissen?

JK Es ist so wichtig, da zu sein, den Sterbenden zuzuhören und keine Ich-Monologe zu führen. Das ist ganz allgemein wichtig, aber auch im Sterbeprozess. Sich zu fragen: Sind das meine Bedürfnisse oder die des Sterbenden? Zu schauen: Wo kann man selber nicht loslassen, aber der Sterbende möchte das eigentlich. Was würdest du den Menschen für's Altwerden mitgeben?

PF Wir müssen viel mehr die Weisheit des Altwerdens wahrnehmen und jede Lebensphase wertschätzen.

JK Sarah, das Mädchen mit Kinderdemenz, hat mir auch immer so viel beigebracht. Sie sagte immer: »Johanna, nimm nicht alles so ernst.« Oft geht es beim Thema Tod um Mitleid. Aber das ist auch nicht immer richtig.

PF Ich glaube, es ist wichtig, in Trauerphasen zu kommunizieren, was man braucht. Man muss darüber reden. Und: es kommt immer auf die eigene Erfahrung an, die man bisher selbst mit dem Tod gemacht. Wir müssen über den Tod reden: ganz allgemein und speziell in Trauerphasen. Auch, um das Thema zu enttabuisieren.

JK Auch auf der Palliativstation wissen viele gar nicht, was das bedeutet. »Palliare« heißt ja »mit einem Mantel umhüllen.« Das gilt auch für die Zugehörigen. Alle werden umhüllt.

PF Vermittelt ihr das im Studiengang?

JK Wir versuchen, den Tod aus möglichst vielen verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Ethisch, theologisch, juristisch z. B.: im Erbschaftsrecht, aber auch in Kunst und Medien. Zusätzlich werden die Studierenden ein Praxissemester absolvieren. Wir versuchen uns an einer guten Balance zwischen Theorie und Praxis.

PF Ich habe früher mal über der Sargwerkstatt eines Bestattungsunternehmens gelebt. Ich habe den Bestatter oft im Flur getroffen. Meine Katze hat sich ab und zu ins Sarglager verirrt und plötzlich wurden die Gespräche mit dem Bestatter etwas Normales, Alltägliches, wenn wir gewitzelt haben, das Tote zum Glück keine Katzenallergie mehr haben.

JK Ich glaube, Humor hilft gut im Umgang mit dem Tod. Das erlebe ich auch immer mit Sterbenden. Ich hatte oft das Gefühl: Auf der Palliativstation wird viel mehr gelebt als in unserer eigentlichen Realität. Die Begegnungen gehen viel tiefer, sind echter.

PF Welche Rituale hast du, um abzuschalten?

JK Ich musste mir tatsächlich eher bewusstwerden, dass das Leben draußen meine Realität ist. Und nicht die Zeit auf der Palliativstation. Ich sehe Sterbende als Lehrer*innen fürs Leben. Ich brauche dann immer ein bisschen Ruhe und gehe spazieren, um zwischen diesen Welten zu wechseln.

PF Ja, das geht mir ähnlich. Ich nehme den Arbeitsweg als Transitzone zwischen den verschiedenen Welten, nehme das Positive mit und freue mich darüber, welche Zeit ich mit den Menschen verbringen konnte. Und was ich ihnen sagen konnte.

JK Das Ohr ist das letzte Sinnesorgan, das seine Funk-

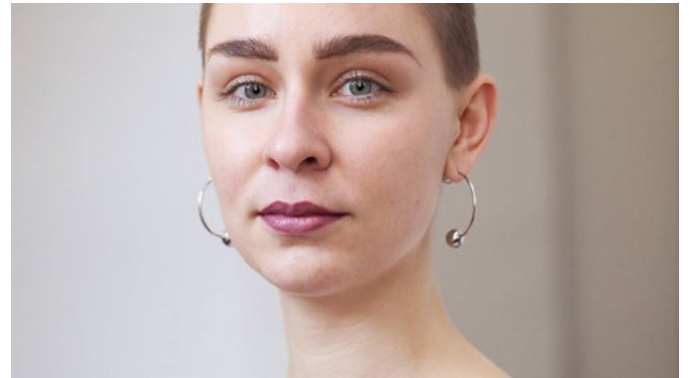
tionen einstellt. Es ist so wichtig, mit den Sterbenden zu reden. Wenn ich durch kleine, feine Gesten merke, dass Menschen mich noch hören, obwohl sie gar nicht mehr ansprechbar sind, dann geht das sehr tief. Das sind so energetische Momente, die ich nie vergessen werde.

PF Es ist so wichtig, beide Seiten vom Tod zu sehen. Die traurige und die schöne.

JK Absolut. Wir sollten immer über beide Seiten reden.

PF Danke für das Interview! ●

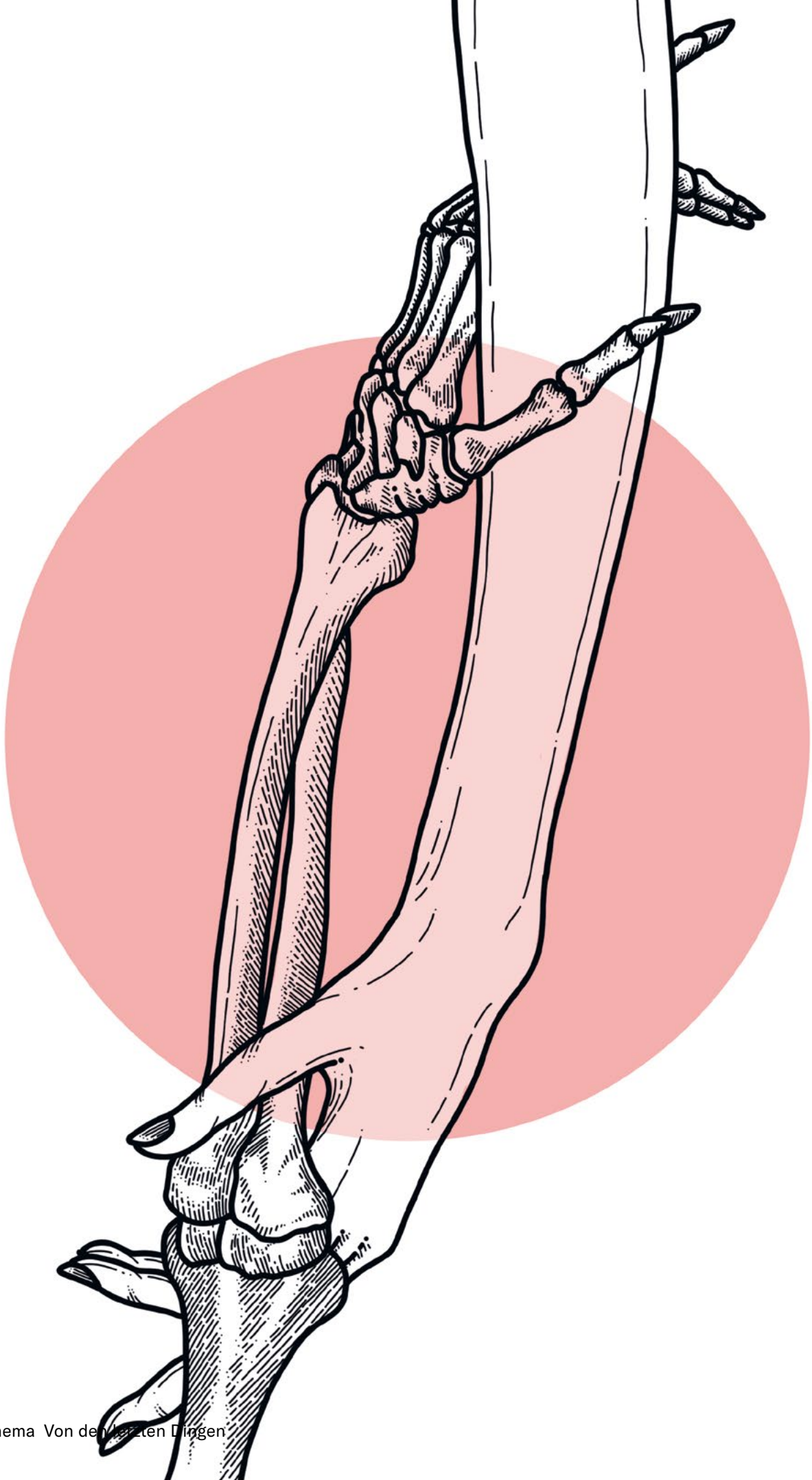
Der Masterstudiengang *Perimortale Wissenschaften* ist ein interdisziplinärer Studiengang in Zusammenarbeit mit der Fakultät für Katholische Theologie an der Universität Regensburg. An den Lehrveranstaltungen des Masters am Lehrstuhl für Moralthologie Prof. Dr. Rupert M. Scheule sind verschiedensten wissenschaftliche Fächer beteiligt. Die Themen Sterben, Tod und Trauer werden aus vielfältigen Perspektiven beleuchtet. PeWi ist ein deutschlandweit einzigartiges Studienangebot.



Johanna Klug ist ausgebildete Sterbebegleiterin. Seit 2019 ist sie Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin bei dem interdisziplinären Masterstudiengang *Perimortale Wissenschaften* an der Universität Regensburg. Mit diesen Themen setzt sie sich auch auf ihrem Onlineblog *endlichendlos* auseinander, hält Seminare und Workshops. Für ihr Buch *vom Anfang und vom Ende* sucht sie noch den passenden Verlag.



Pauline Füg kombiniert ihre Arbeit als Autorin mit ihrem Wissen als Diplom-Psychologin. Zusammen mit Prof. Dr. Henrikje Stanze hat sie das Projekt *demenzPoesie* gegründet. Füg engagiert sich in inklusiven Projekten. 2020 wurde sie mit dem Arbeitsstipendium des Freistaates Bayern für Schriftstellerinnen und Schriftsteller ausgezeichnet. paulinefueg.de
Das Werkstattgespräch zum Stipendium im Film: stmwk.bayern.de/ministerium/videos.html?play=372



Wir sterben heute in Organisationen.

Und die sind wichtiger als gedacht.

Text: Irmhild Saake
Illustration: Alina Sorg

Ein wenig hofft jeder, der etwas über die neueste Forschung zum Sterben liest, dass dabei herauskommt, wie man das Sterben irgendwie positiv wenden kann. Wenn man sieht, dass das nicht geht, greift man gerne zu drastischen Mitteln und empfindet das Sterben als großes Drama. Dann ist alles problematisch, aber vor allem deshalb, weil man das Sterben selbst nicht vermeiden kann. Aus dieser Perspektive erscheinen uns Formen des selbstbestimmten Sterbens als sehr attraktiv. Wenn es schon unvermeidbar ist, dann soll es wenigstens in eigener Regie erfolgen. Eigentlich ist es immer die Perspektive desjenigen, der jetzt gerade nicht im Sterben liegt und der sich irgendwie mit Handlungsmöglichkeiten ausstatten will, um die Unvorstellbarkeit der eigenen Sterblichkeit handhabbar zu machen. Aus dieser Perspektive blendet man aus, wie hilfebedürftig Sterbende sind. Sterbende brauchen ziemlich viel Hilfe, über die interessanterweise gar nicht so viel geredet wird. Während in früheren Gesellschaften Menschen relativ schnell an einfachen Erkrankungen gestorben, manchmal auch unter unerträglichen Schmerzen bis zum endgültigen Versagen aller Organe, aus Körperöffnungen Flüssigkeiten verlierend, verendet sind, ist es heute medizinisch möglich, das biologische Sterben relativ gut zu kontrollieren. Trotzdem erscheint uns das nicht als Gewinn – weil wir das Sterben selbst nicht vermeiden können.

Wer zum Thema Sterben forscht, braucht nicht mehr Nähe zum Thema, sondern mehr Distanz. Es gibt unglaublich viel

zu tun rund ums Sterben, was wir aber zumeist gar nicht bemerken: Weil es so banal ist – im Vergleich zum bevorstehenden Tod – und weil Organisationen dies alles so erwartbar erledigen. In unserer Forschung zum Sterben in Hospizen wird dies mehr als deutlich. Die palliativmedizinische Betreuung ist manchmal so erfolgreich, dass die Sterbenden gar nicht mehr glauben können, dass sie wirklich sterben. Auch Angehörige und Besucher werden so zuvorkommend mit Kaffee und Kuchen versorgt, dass sie gerne kommen und sich ganz auf das Gespräch mit dem Sterbenden konzentrieren können. Niemand muss seinen Eltern oder Geschwistern beim Toilettengang helfen, was ja vermutlich für beide Seiten eine große Erleichterung ist. Aber in unseren Interviews, die wir geführt haben, spricht davon kaum jemand. Diese Beispiele sagen viel über unser heutiges Sterben aus und darüber, welche überragende Bedeutung Organisationen dabei zukommt.

Organisationen sind ein Produkt der modernen Gesellschaft und eigentlich kennen wir sie immer nur als Lückenbüßer. In einer modernen Gesellschaft gibt es fast nichts, was nicht organisiert wird, und doch erscheint uns immer die unorganisierte Alternative als die bessere Wahl. An Organisationen fällt immer auf, dass nicht alles ineinandergreift – weil Organisationen qua Begriff behaupten, dass alles organisierbar ist. Es lohnt sich, sich genauer vorzustellen, was Organisationen wirklich leisten können. Sie abstrahieren vom konkreten Fall, um den konkreten Fall bearbeiten zu können. Die Arzt-Patienten-

Beziehung ist ein typisches Beispiel für dieses Zusammenspiel aus Konkretion und Abstraktion. Während der Patient seine Beschwerden schildert, sortiert der Arzt gedanklich aus, was für ihn relevant ist. Er fragt sich vielleicht außerdem noch, ob der Patient Symptome schildert, die er nur aus dem Internet kennt, und distanziert sich von der Plausibilität der Patientenerzählung, um über ein Ausschlussverfahren sicherzustellen, dass er nichts übersieht. Der Arzt rechnet damit, dass alles ganz anders sein kann. Das ist Abstraktion.

Wie schwer uns die Abstraktion im Alltag fällt, zeigt sich schon darin, dass wir uns im Moment so schwertun, uns eine Bedrohung durch ein Virus vorzustellen, weil wir zumeist gar nicht sehen können, wie Menschen daran erkranken. Viele Menschen können gar nicht glauben, dass das Virus SARS-CoV-2 gefährlich ist, weil sie damit keine konkreten Erfahrungen verbinden. Erst jetzt kann man verstehen, was Ärzte können und auch andere Berufsgruppen, die darauf trainiert werden, konkrete Situationen auf Merkmale abzuscannen, die man nicht so einfach sehen kann. Erst diese distanzierte Haltung ermöglicht Ärzten, auch so etwas wie eine Triage-Situation, also die Priorisierung von medizinischen Hilfeleistungen unter der Bedingung knapper Ressourcen, auszuhalten. Man kann es schrecklich finden, dass es solche Situationen gibt, aber man braucht trotzdem Ärzte und Ärztinnen, die psychisch und kognitiv dazu fähig sind. Und Organisationen. Anstatt an den ungeliebten Organisationen immer vorbeizusehen, sollten wir sie uns genauer anschauen. Das moderne Sterben in Organisationen ist sehr stark von ganz typischen Idealen eines »guten Sterbens« und von den vielen Berufsgruppen, die sich darin bewegen, geprägt. Was das bedeutet, möchte ich an drei Beispielen vorführen.

❶ Ein wichtiges Ideal eines gelungenen Sterbens ist das Sterben im gewohnten Rahmen zu Hause. Faktisch sterben aber 3/4 der Menschen in Organisationen (Pflegeeinrichtun-

gen, Krankenhäusern, Hospizen) und diese Tendenz verstärkt sich. (Dasch/Blum/Gude/Bausewein 2015). Wir halten das üblicherweise für problematisch, aber ist es das wirklich? Die Hospizbewegung als Vorreiter einer modernen Sterbebegleitung versucht ihre eigene Organisiertheit immer etwas zu verdecken, anstatt selbstbewusst die Vorteile der Organisation herauszustellen. Unsere eigene Studie zum Sterben in Hospizen zeigt, wie Familien davon profitieren, dass sie sterbende Angehörige in guten Händen wissen, während ja typischerweise der ganze Alltag, geprägt von der Familie und den beruflichen Verpflichtungen, weiterläuft. Sie kommen zu Besuch zu ihren hilfsbedürftigen Angehörigen, ohne deren Wohnung aufräumen zu müssen, sie anziehen und für sie zu kochen zu müssen usw. Wie nehmen wir das im Alltag wahr? Muss man sich dafür schämen, wenn man diese Aufgaben nicht selbst übernimmt? Die prozentualen Anteile zeigen zumindest, dass es praktisch offenbar oft nicht anders geht.

❷ Ein ganz ähnliches Ideal eines gelungenen Sterbens ist die Vorstellung vom Sterben im Kreis der Familie. Die Hospizmitarbeiter möchten ein wenig wie betroffene Familienmitglieder erscheinen, aber eigentlich sind sie Organisationsmitglieder. Alleine die Aufzählung der vielen unterschiedlichen Berufsgruppen, die sich am Bett des Sterbenden versammeln, verdeutlicht, dass Hospize moderne arbeitsteilige Organisationen sind. In unserer Studie haben wir all diese Akteure befragt und haben nun Interviews mit: (Palliativ-)Ärzten und Ärztinnen, Pflegekräften, Sozialarbeitern, Seelsorgern, Musiktherapeuten, Atemtherapeuten, Kunsttherapeuten, hauswirtschaftlichem Personal, Ehrenamtlichen, Familienangehörigen und Sterbenden. All diese Akteure und noch dazu viel Besuch aus dem Freundeskreis finden sich am Bett des Sterbenden ein. Der Selbstbeschreibung der Hospizbewegung entsprechend sollen sie einen ganzheitlichen Bezugspunkt auf den Ster-

Sterbende wollen manchmal nicht über das Thema Sterben reden. Sie wissen aber vermutlich sehr wohl, was auf sie zukommt.

benden finden, aber faktisch sehen wir, dass sie sich über ihre unterschiedlichen Perspektiven bewähren. Während der Arzt nach körperlichen Beschwerden fragt, reden Pflegekräfte beim Waschen über die Enkel. Während die Sozialarbeiterin den nächsten Karriereschritt Hospiz ansprechen muss, weichen Seelsorger auf Themen aus, die die Sterbenden selbst einbringen. Musik-, Atem- und Kunsttherapeuten bieten einerseits den Sterbenden neue sensorische Anregungen und hauswirtschaftliches Personal versucht andererseits, das Lieblingsgericht nach dem immer gleichen Rezept nachzukochen. Ehrenamtliche probieren respektvoll und betroffen aus, wie nah sie dem Tod kommen können, während die vielen Besucher aus der Familie und dem Freundeskreis sich freuen, dass sie den Besuch im Hospiz mit einem Kurzurlaub im Hotel verbinden können, und die Sterbenden fragen sich, warum so viele Leute zu Besuch kommen. Nicht Ganzheitlichkeit, wie es die Hospizbewegung fordert, kommt dabei heraus, sondern Perspektivendifferenzen, wie wir sie sonst im Alltag auch kennen. Unterschiedlichste Bedürfnisse können in diesen Konstellationen befriedigt werden, mit vielen Freiräumen fürs Experimentieren. Das ginge so zu Hause im Rahmen der Familie nicht. Den Pflegekräften fällt regelmäßig auf, dass die Familie ihre eigenen Problemkonstellationen in den Hospizalltag hineinträgt und sich eben gerade nicht am Bett des Sterbenden versöhnt. Das Sterben außerhalb der Familie kann hier offenbar ein Gewinn sein.

③ Ein anderes typisches Ideal eines gelungenen Sterbens ist das eines ruhigen Sterbens. In entsprechenden Studien zum Thema spricht man davon, dass es von den professionellen Sterbebegleitern als schön empfunden wird, wenn der Sterbende seine Sterberolle annimmt. Und gleichzeitig gibt es viele Hinweise darauf, dass sich Sterbende im Sterben widerspenstig zeigen. Sie tun sich schwer damit, über das Sterben zu reden, wollen esoterische alternative Therapien oder möglichst alles selbstbestimmen, auch den Todeszeitpunkt. Mit etwas Distanz zum Thema kann man sehen, dass es eigentlich plausibel ist, dass Sterbende vor allem eines wollen: nicht sterben. Das ist jedem von uns klar. Organisationen der Sterbebegleitung können diesen Wunsch nicht erfüllen, aber sie könnten ihn verständlich finden. In unseren Interviews und auch in anderen Studien kann man sehen, dass die beteiligten Berufsgruppen dieses Nicht-Annehmen der Sterberolle als ihr eigenes Versagen empfinden. Aber warum? Weil Organisationen uns versprechen, alles zu organisieren.

Unsere Interviews zeigen, dass Sterbende manchmal nicht über das Thema Sterben reden wollen, dass sie aber vermutlich sehr wohl wissen, was auf sie zukommt. Sie müssen ärztliche Therapiezieländerungen mittragen, aber sie nutzen auch den Freiraum, so zu tun, als sei nach wie vor all das relevant, was bislang relevant war: die Tomaten im Garten, der richtig gekochte Kaffee, die nächste Fernsehsendung. Es gibt keinen Grund, sie auf die Wahrheit des Sterbens festzulegen. Sie sterben sowieso.

Dieser letzte Punkt zeigt, dass aufgrund der Organisationsförmigkeit des Sterbens wiederum neue Probleme entstehen, die aber mit eigenen Mitteln ganz gut gelöst werden können. Die Perspektivendifferenzen der unterschiedlichen Berufsgruppen schaffen Freiräume, die von allen Beteiligten genutzt werden. Aber auch jenseits der Frage, ob Sterbende ihr Sterben auch wollen sollen, zeigt unsere Forschung vor allem, dass Organisa-

tionen der Sterbebegleitung offenbar Probleme lösen, die sich zuhause im Kreis der Familie nicht so einfach lösen lassen.

Die Corona-Pandemie hat unseren Blick aufs Sterben in Organisationen nicht geschärft. Im Gegenteil. Dass Familienangehörige zwischenzeitlich nicht mehr in Pflegeeinrichtungen zu Besuch kommen konnten, hat – zu Recht – die Bedeutung der Familie unterstrichen. Die wichtigsten Besucher am Bett des Sterbenden sind die Angehörigen. Aber mit einem für die Organisiertheit unseres modernen Alltags geschärften Blick sollten Sie als Leser nun bemerken: als Besucher. ●

Das DFG-Projekt *Vom guten Sterben. Akteurskonstellationen, normative Muster und Perspektivendifferenzen* wird gemeinsam von Prof. Dr. Christof Breitsameter, Lehrstuhl für Moralthologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät sowie Prof. Dr. Armin Nassehi und Dr. Irmhild Saake vom Institut für Soziologie geleitet. Ziel ist es, die Genese der normativen Vorstellung des »guten« Sterbens nachzuziehen und zu untersuchen, wie diese Idee in der Praxis umgesetzt wird.

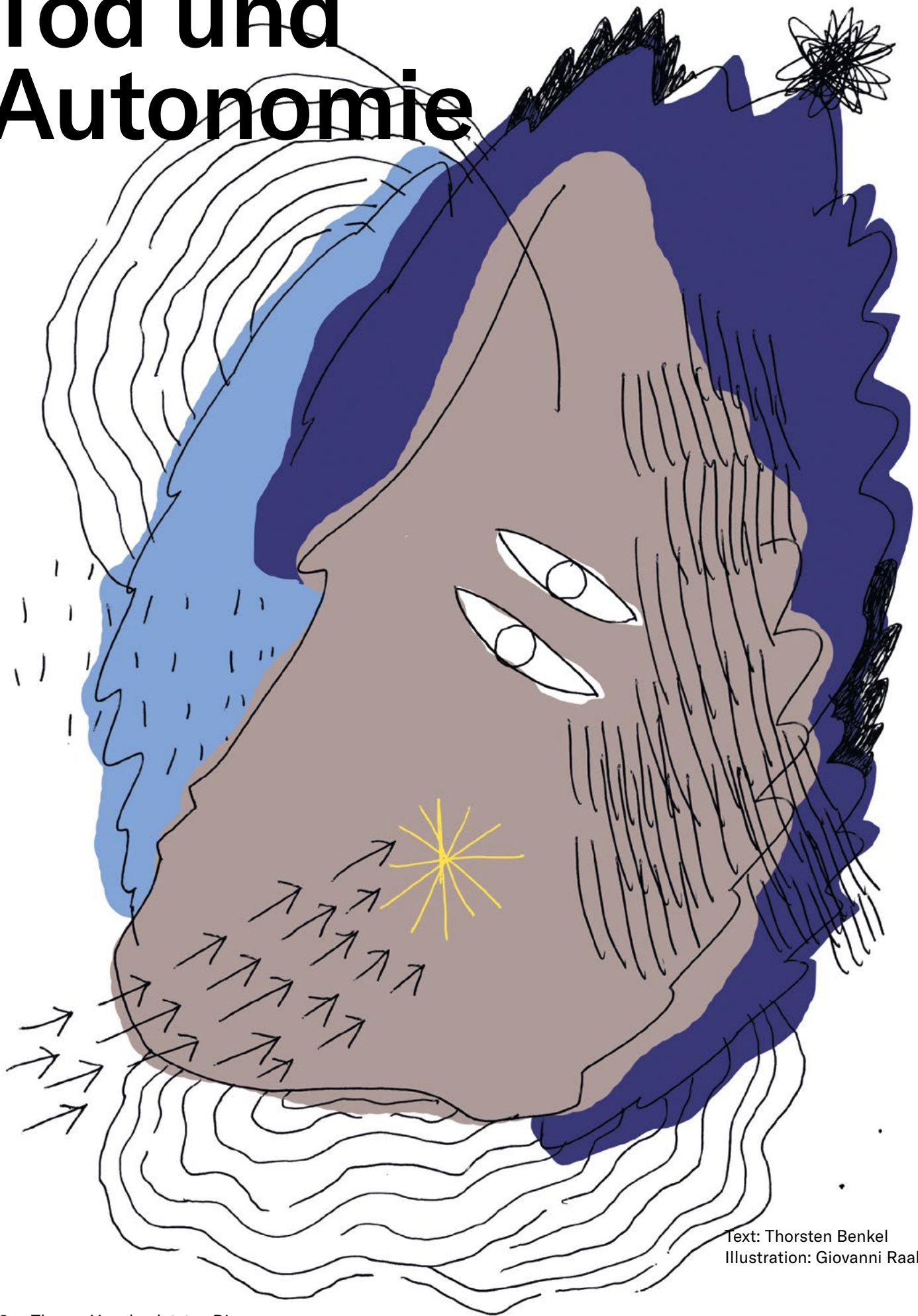
Zum Weiterlesen:

- 1 Irmhild Saake, Armin Nassehi, Katharina Mayr 2019: *Gegenwarten von Sterbenden. Eine Kritik des Paradigmas vom »bewussten« Sterben*, in: *Kölner Zeitschrift für Psychologie und Sozialpsychologie* 71, S. 27-52.
- 2 Irmhild Saake 2018: *Die Dominanz des Arztes*, in: Sebastian Klinke, Martina Kadmon (Hg.): *Ärztliche Tätigkeit im 21. Jahrhundert. Profession oder Dienstleistung*. Berlin: Springer, S. 311-331.
- 3 Irmhild Saake 2012: *Sterben vor Publikum. Optimierungsstrategien einer Konsumgesellschaft*, in: *Kursbuch 171*, S. 157-171.



Dr. Irmhild Saake ist Soziologin und arbeitet als Akademische Oberärztin am Lehrstuhl von Prof. Dr. Armin Nassehi. Ihre Schwerpunkte liegen auf gesellschaftstheoretischen Fragen einerseits und empirischen Studien zu Thanatologie und Medizinsoziologie andererseits. Neben dem aktuellen Projekt zum »guten Sterben« beginnt gerade neu ein DFG-Projekt, in dem »gesellschaftliche Andockstellen« für die Inklusion von Flüchtlingen untersucht werden.

Tod und Autonomie



Text: Thorsten Benkel
Illustration: Giovanni Raabe

Man wird nicht vorab gefragt, ob man geboren werden und Teil der Welt sein möchte. Vielmehr findet man sich plötzlich in einer bereits fertigen sozialen Umgebung vor, deren Existenz und Beschaffenheit ebenso wenig zur Disposition steht wie die eigene Mitwirkung an den Anforderungen und Möglichkeiten, die diese Umgebung einem auferlegt bzw. eröffnet.

So betrachtet könnte man das Leben als einen Zustand verstehen, der mit einer zu erduldenen Passivität einsetzt und allmählich überleitet in Aktivitätsspielräume. Oder anders gesagt: Das gemeinhin unhinterfragte »Geworfensein« in die Welt weicht einem Bewusstsein für die eigene Präsenz in dieser Welt, und spätestens daraus entspringt der Wunsch, diese Welt nicht nur passiv zu erleben, sondern sie auch handelnd zu gestalten. In dem Wort »Autonomie«, wörtlich: Selbstgesetzgebung, kommt dieser Gestaltungsanspruch auf besondere Weise zum Ausdruck. Es geht darum, mit kreativen Eigenleistungen innerhalb der Gemeinschaft aus dieser gewissermaßen wieder heraus zu treten. Die prinzipielle Unbestimmtheit des Lebens wird durch eigenständig erarbeitete Selbstbestimmung wieder wettgemacht.

Menschen verstehen sich heute auch deshalb als autonome Subjekte, weil sie sich dadurch von kollektiven Verbindlichkeiten abgrenzen können. Diese ursprünglich sehr europäische und sehr philosophische Idee ist mittlerweile globalisiert und gewissermaßen zu einem Teil der zeitgenössischen *conditio humana* geworden. Im Kontext der persönlichen Lebensgestaltung geht es ständig um die Chancen und Grenzen der Autonomie, während die Selbstbestimmungsanliegen an den Randbereichen des gesellschaftlichen Zusammenlebens – etwa im Zusammenhang mit Sterben, Tod und Trauer – vermeintlich weniger lautstark verhandelt werden. In Wahrheit jedoch werden auch und gerade hier nicht nur Stimmen laut, die (mehr) Autonomie einfordern, sondern die Ansprüche werden auch umgesetzt, selbst solche, die gegen rechtliche Regulierungen verstoßen. Die nachfolgenden Beispiele entstammen den soziologischen Forschungen des Verfassers.

Autonomes Sterben

Gemeinhin scheint es sich bei Sterben und Tod um biologisch fundierte Körpergeschehnisse zu handeln, gegen die man als Mensch, der den sterbenden Körper hat und zugleich dieser Körper ist, wenig ausrichten kann. Es bedarf der Unterstützungsleistungen der Medizin, um das Lebensende wenn auch nicht zu verdrängen, so doch wenigstens in die Zukunft abzu drängen. Dies ist allerdings nicht die eigentliche gesellschaftliche Aufgabe von Ärztinnen und Ärzten, denn in der Medizin steht die Heilung und Gesundung von Erkrankungen oder physiologischen Belastungszuständen auf der Agenda; der Tod, jener vermeintlich »natürliche« Abschluss des Lebens, stellt kein Feindbild der Medizin dar, auch wenn er bisweilen so verstanden wird. Sterben ist keine Krankheit. Viele Sterbeprozesse werden aber palliativmedizinisch begleitet, um Schmerz und Stress in diesem finalen Lebensabschnitt zu kontrollieren und möglichst zu verringern.

Entsprechende Behandlungen verlaufen nur bedingt unter Einbezug der Patientenautonomie. Gewiss, man muss sich in

Deutschland (in den meisten Fällen) nicht gegen den eigenen Willen behandeln lassen. Man kann jedoch umgekehrt auch keine eigenen Behandlungsvorschläge durchsetzen, und vor allem kann man nicht aus eigener Kraft heraus die Struktur der medizinischen Sterbeverwaltung revolutionieren. Einem Menschen, der weder Schmerzen noch einen als unmenschlich oder strapaziös empfundenen Therapieversuch erdulden möchte, bleibt als Ausweg der Suizid. Als vielleicht stärkster Beweis für die Autonomie über das Leben hebt die Entscheidung, durch die eigene Hand aus dem Leben zu scheiden, das Leben selbst auf. Damit erübrigen sich sämtliche noch offenen Probleme und überdies thront dabei der eigene Wille uneingeschränkt über allen anderen Kalkulationen und Vorschlägen. Mit dem Vollzug der Selbsttötung wird nicht zuletzt auch der subtile Zwang zur Teilnahme an kollektivistischen Prozeduren (wie eben der medizinischen Sterbendenversorgung) ausgehebelt.

Obwohl es in Deutschland 2018 fast 9.400 nachgewiesene Suizide gegeben hat (mittlerweile alljährlich ein recht stabiler Wert, allerdings mit einer Dunkelziffer, die um ein Vielfaches höher liegt), steht der auf diese Weise artikulierte Umgang mit der Autonomie über den eigenen Körper/das eigene Leben in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen in Verruf. Rechtlich betrachtet, ist der Freitod straffrei. Wer allerdings einen Versuch ankündigt, kann zu einer (stationären) psychiatrischen Behandlung verpflichtet werden – und damit endet die Autonomie vorerst. Hinzu kommen noch die Diskurse über aktive Sterbehilfe, bei denen darüber debattiert wird, ob Mediziner*innen todkranke Menschen bei deren Sterbewunsch unterstützen dürfen, wenn diese Menschen sich nicht aus eigener Kraft heraus (und damit oft auf unsanfte Weise) umbringen wollen. Das Bundesverfassungsgericht hat im Februar 2020 das Verbot der »geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung« aufgehoben, das 2015 installiert worden war. Es sollte verhindern, dass mit der Sterbehilfe Einnahmen erlangt werden – und kam damit für Ärztinnen und Ärzte faktisch einem Verbot sterbeunterstützender Maßnahmen gleich. Für Beobachter*innen der Diskussion, die das Spannungsverhältnis zwischen Politik, Recht und Moral auf dem Schirm haben, dürfte die Entscheidung des Gerichts, das Gesetz für verfassungswidrig und damit für nichtig zu erklären, nicht überrascht gekommen sein. In der Form, in der es vorlag, untergrub es nicht so sehr die Autonomie der Mediziner*innen als vielmehr die Autonomie jener Sterbenden, die nicht unter Schmerzen dahinsiechen wollen.

Umstrittene Körper

Die Sterbehilfedebatte dürfte der sichtbarste Teil verschiedener am Ende des Lebens ansetzender Auseinandersetzungen mit der persönlichen Autonomie sein. Dazu gehören aber auch solche Fragen wie jene, ob jede(r) Bürger*in (genau genommen: jeder hierzulande versterbende Mensch) automatisch Organspender sein solle, wie dies in einigen Nachbarländern, aber bislang nicht in Deutschland, gehandhabt wird, oder ob diese Entscheidung aktiv von jedermann zu Lebzeiten selbst dokumentiert werden müsse (nämlich in Form eines Organspendeausweises, bei dem die Zustimmung zur Organspende ausdrücklich angekreuzt werden muss). Eine Initiative im Jahr 2019, die auf eine Änderung des bisherigen Verfahrens abzielte, blieb erfolglos. Man

kann dies durchaus als Sieg der Autonomie verstehen, da somit weiterhin nur diejenigen Körper potenzielle Organspenderesourcen darstellen können, deren »Besitzer*innen« das eigene Körperschicksal vorausschauend für eine Zeit festschreiben, in der sie selbst nicht mehr existieren.

Ebenfalls im Zeichen der Autonomie steht das Entscheidungsrecht Angehöriger darüber, ob sie den toten Körper eines geliebten Menschen zur Obduktion freigeben möchten oder nicht. Auch hier unterscheiden sich die Regularien in Europa voneinander: In Österreich beispielsweise entscheiden bei Krankenhauspatient*innen, die versterben, die behandelnden Ärztinnen und Ärzte, ob eine Obduktion vorgenommen wird, mit deren Hilfe z. B. der Krankheitsverlauf nachträglich besser rekonstruiert werden kann. Manche Hinterbliebenen verstehen dies als Entmündigung, insbesondere in jenen Fällen, in denen religiöse Überzeugungen die Aufbewahrung der Intaktheit der Leiche verbieten. In Deutschland erfolgen klinische Obduktionen hingegen nicht ohne Zustimmung der Hinterbliebenen (sie finden daher auch wesentlich seltener statt). Länderübergreifend gilt allerdings die Position, dass bei unklarer Todesursache, beim Verdacht einer Fremdeinwirkung oder generell immer beim Suizid die Leiche postmortal medizinisch untersucht wird. Dies erfolgt in der dafür vorgesehenen, von Krankenhäusern unabhängigen operierenden Rechtsmedizin, um die sich mittlerweile zahlreiche popkulturelle Mythen ranken. Hier wird postmortal ermittelt, wie es um die Autonomie im Moment des Todes ausgesehen haben mag.

In Gesellschaften, in denen Gesundheit, Jugendlichkeit und Fitness großgeschrieben werden, ist die Auseinandersetzung mit dem Lebensende ein Nischenthema. Erst seit gut 35 Jahren gibt es in Deutschland Hospize – Orte also, die das Sterben institutionalisieren und in denen, im weitesten Sinne, eine »todesbejahende« Haltung vorherrscht, die einen Kontrast zum Schreckbild des erbarmungslosen Sterbenmüssens darstellen. Weithin herrscht Einigkeit, dass Hospize (und auch ambulante Versorgungen durch entsprechende, meist durch Ehrenamt getragene Vereine) ein Segen sind. Dennoch gibt es bislang nicht genügend Hospizplätze und es ist nach wie vor eine Frage der wissenschaftlichen Forschung, wie sehr sich die Autonomie angesichts des nahenden Todes tatsächlich bewahren und sogar bekräftigen lässt. Die viel beklagte Überalterung der Gesellschaft wird Nachforschungen in diesem Bereich zunehmend erforderlich machen – und es spricht schon heute einiges dafür, dass eine Idee wie das »gute Sterben« nur noch als überaus vielschichtiges Konzept zu haben ist.

Biografie post mortem

Es lässt sich beobachten, dass immer mehr Menschen die Bestattungsregularien ihrer Angehörigen nicht im Sinne der (länderspezifischen) Bestattungsregeln durchführen, sondern bestimmte Umwege gehen, die für deutsche Verhältnisse im juristischen Graubereich liegen bzw. zumindest teilweise verboten sind. Dazu gehört in erster Linie die Aushändigung der Asche, um diese aufzubewahren, sie an einem Erinnerungsort zu verstreuen oder um aus ihrem Kohlestoffanteil ein Juwel pressen zu lassen. Viele verwirklichen auf diese Weise die zu Lebzeiten artikulierten Wünsche der Verstorbenen, andere wiederum fol-

gen damit eigenen Bedürfnissen, die sich erst einstellen, nachdem der Verlust zur schrecklichen Realität geworden ist.

Selbstbestimmte Lebensleistungen verlieren also mit dem Tod nicht ihre Relevanz, es ändern sich allerdings die Bedingungen, unter denen sie in das Leben eingebunden werden. Im Zuge der Individualisierung zeichnet sich insbesondere ab den 1990-er Jahren ein Trend auf Friedhöfen ab, Grabstätten so zu gestalten, dass daran die Persönlichkeit, entscheidende Lebensstationen und andere individuelle Merkmale der Verstorbenen dargestellt werden. Die Grabstätte wird so zu einem Indikator für das zu Lebzeiten verinnerlichte und praktisch eingeübte Hervorstechen aus der Masse – und der Friedhof gewinnt an Buntheit. Zu diesen nachträglichen Zeichen einer autonom gelebten (oder wenigstens so verstandenen) Existenz gehören Sinnsprüche, Verweise auf Sportarten, Musik, Filme und andere Freizeitaktivitäten, aber auch Verrätseltes und Intimes, mitunter sogar skurrile, deplatziert wirkende Äußerungen.

All dies steht für eine generelle Transformation des Bestattungswesens, deren Ursache wenigstens teilweise in der gesellschaftlichen Entwicklung liegt. Sie bringt jede(n) Einzelne(n) nicht nur dazu, Selbstbestimmung zu artikulieren, sondern erzwingt diese Freiheit geradezu. ●

Im aktuellen Forschungsprojekt *Artefakt und Erinnerung*, einer Kooperation der Universitäten Passau und Rostock, werden Strategien autonomer Trauer untersucht. Ausgangspunkt ist die empirische Befragung von Menschen, die sich entgegen gesetzlicher Bestimmungen dafür entschieden haben, den Kohlestoffanteil in der Kremationsasche ihrer Verstorbenen im europäischen Ausland in einen Diamanten transformieren zu lassen.

Zum Weiterlesen:

- 1 Thorsten Benkel: *Die Verwaltung des Todes*, 2. Aufl. Berlin 2013.
- 2 Thorsten Benkel (Hg.): *Die Zukunft des Todes*, Bielefeld 2016.
- 3 Thorsten Benkel/Matthias Meitzler (Hg.): *Zwischen Leben und Tod. Sozialwissenschaftliche Grenzgänge*, Wiesbaden 2018.
- 4 Thorsten Benkel/Matthias Meitzler/Dirk Preuß: *Autonomie der Trauer. Zur Ambivalenz des sozialen Wandels*, Baden-Baden 2019.
- 5 Thorsten Benkel/Thomas Klie/Matthias Meitzler: *Enchantment. Ashes, Diamonds and the Transformation of Funeral Culture*, Göttingen 2020.

Dr. Thorsten Benkel ist Akademischer Rat für Soziologie an der Universität Passau. Er leitete mehrere Forschungsprojekte im Kontext von Sterben, Tod und Trauer und betrieb ethnografische Forschungen im Kontext von Privatreligionen, Gerichtsverhandlungen, Drogenszenen, Prostitutionsmilieus, Rechtsmedizin und Gefängnissen. Nach dem Studium der Soziologie, Philosophie, Psychologie und Literaturwissenschaft promovierte er in Frankfurt am Main mit einer Arbeit über das Wirklichkeitsverständnis der Soziologie.
phil.uni-passau.de/soziologie/benkel



o.T., 2018, Öl auf Leinwand, 18 x 24 cm

Aviso Einkehr — Wirtshaus Acheleschwaig

Gampfeffer an der Ammerschlucht:
Ammertalküche für Genießer

Aviso Einkehr Die schönsten denkmalgeschützten Gasthöfe in Bayern sind noch nicht so bekannt wie viele unserer Schlösser, Burgen und Kirchen. Das muss sich ändern! In Aviso Einkehr stellen wir Ihnen deshalb die schönsten kulinarischen Musentempel vor.



Text: Sabine Mey-Gordeyns
Fotos: Rebecca Schwarzmeier

Unauffällig ist das Hinweisschild, das von der Ammergauer Straße in Saulgrub im oberbayerischen Landkreis Garmisch-Partenkirchen den Weg zum Wirtshaus Acheleschwaig weist. Der schmale Weg ist Teil des Ziels, da sich schon bald Aussichten auf grüne Hügel eröffnen, die von Mutterkühen mit ihren Kälbern beweidet werden und Anmutungen einer Pastorelle aufkommen lassen.

Der Weg mündet in ein Gehöft, das als Schwaige seit 1480 als größter landwirtschaftlicher Klosterbetrieb des mächtigen Klosters Ettal ausgewiesen ist. Von der Renovierung 1659 zeugt auch heute noch die Jahreszahl an der Fassade über der Eingangstür des zweigeschossigen Flachsatteldachbaus.

Bis zu vierzig Tagelöhner wurden im Raum der heutigen Gastwirtschaft verköstigt. Nach den Wirren der Säkularisation 1803 nutzte das Königreich Bayern das komplette Anwesen als Militärpferdezucht, später als Nebenbetrieb des heutigen Haupt- und Landgestütes Schwaiganger. Die derzeitigen Gasträume erlebten in dieser Zeit eine wechselvolle Geschichte, dienten als Kantine, Gastwirtschaft und zuletzt als Abstellraum.

Bevor die Landwirtschaftsfamilie Tassilo Fischer das denkmalgeschützte Gebäude 2006 erwarb, war das Anwesen mehr als zwanzig Jahre dem Verfall preisgegeben. Mit Passion und Durchhaltevermögen wurde der Gebäudekomplex denkmalschutzkonform renoviert, so dass Tassilo Fischer heute resümiert: »des war scho a bisserl a Aufwand«.

2007 wurde das Wirtshaus eröffnet und durch Familie Fischer selbst bewirtschaftet. Parallel dazu bauten sie den Landwirtschaftsbetrieb »Gut Acheleschwaig« auf, wo dem Tierwohl beispielsweise durch Mutterkuhhaltung großer Wert beigemessen wird.

Ende 2016 übergab Familie Fischer den Betrieb des Wirtshauses an das einheimische Gastronomen-Ehepaar Gruber als Pächter. Hubert Gruber entstammt einer Wirtsfamilie, führt den Titel »Küchenmeister« und hat sein Handwerk auf vielen Stationen, u. a. in der Schweiz, stetig verfeinert.

Im Wirtshaus Acheleschwaig stehen die Grubers für saisonale, handwerklich gefertigte regional verwurzelte Ammertalküche. Das ist ambitioniert, denn im Klartext heißt das »selbstgemacht«, und das beginnt beim Fleisch: Bevorzugt werden die eigenen Erzeugnisse des Hofguts Acheleschwaig wie Rindfleisch, Lammfleisch und Eier verarbeitet. Hubert Gruber ist außerdem passionierter Jäger, so dass auch regelmäßig selbst erlegte Wildspezialitäten wie Gams, Reh und Rotwild aus den umliegenden Wäldern des Staatsforsts Oberammergau auf der Speisekarte stehen. Selbstgemacht werden selbstverständlich auch Semmelknödel und Spätzle und der nachmittägliche Kuchen in Konditorqualität.

Spezialitäten wie Gamskraftbrühe mit Streifen von Krüterpfannkuchen oder Gampfeffer (eine Art Gulasch) lassen Gourmetherzen höher schlagen und die historischen Räumlichkeiten verströmen authentische Heimeligkeit: Bis zu achtzig Zentimeter tief sind die gemauerten Fensterbänke, viele Türstöcke mit Türen sind original erhalten und so niedrig, dass man den Kopf einziehen muss. Die Gaststube schmückt ein



Sabine Mey-Gordeyns ist Betriebswirtin und Reisejournalistin und wurde bereits von DVA und Polyglott veröffentlicht. Auf travelstories-reiseblog.com berichtet sie online über Reisen, Kultur und Kulinarik. Sie engagiert sich außerdem als Regionale Ansprechpartnerin für Kulturerbe Bayern in Oberbayern.

Kulturerbe Bayern sorgt sich um die Orte, die Bayern unverwechselbar machen. Die Initiative übernimmt als »bayerischer National Trust« historische Gebäude und Kulturlandschaftsteile wie Gärten oder Parks in ihre Obhut, setzt diese mit Hilfe ihrer Mitglieder, Volunteers, Spender und Stifter instand und erhält sie dauerhaft als lebendig genutzte Orte. kulturerbebayern.de.

Adresse:
Wirtshaus Acheleschwaig bei Saulgrub
Acheleschwaig 1
82442 Saulgrub
Tel: 0049 (0)8845 757383 –
Reservierungen bitte nur telefonisch
wirtshaus-acheleschwaig.de



Kachelofen, in der Schankstube verbreitet das Tonnengewölbe Behaglichkeit, dort ist neben dem Stammtisch noch die offene Feuerstelle erkennbar, auf der früher gekocht wurde. Historische Isolatoren aus Porzellan zeugen davon, dass Acheleschwaig bereits 1901 mit Strom vom nur einen Kilometer entfernten Wasserkraftwerk Kammerl versorgt wurde. Feine Weine werden in dem neuen Weinstüberl ausgeschenkt, das aufgrund der kühlen Lage lange als Speisekammer und Bierkeller diente.

Wer das authentische Oberbayern sucht, kommt an einem Montagnachmittag. Zu dieser Zeit treffen sich hier manchmal Volksmusiker aus dem Umkreis und dann wird zünftig aufgespielt – so wie es sich für ein gescheites bayerisches Wirtshaus gehört. ●

Science Slam

— Covid-19 und die Fragilität des Lebens

Text: Jaromir Konecny
Illustration: Tobi Frank

Am Anfang der Corona-Pandemie hing in unserem Hauseingang ein handgeschriebener Zettel mit der Telefonnummer eines jungen Paares: Damit Hausbewohner über 60 sich keiner Ansteckungsgefahr aussetzten, wollte das Paar für sie Einkäufe besorgen. Schöne Menschen!

»Wenn Sie sich die Nummer aufschreiben wollen, kann ich ihnen einen Stift geben«, sagte eine weibliche Stimme hinter mir – eine junge Nachbarin.

»Ich gehöre nicht zur Risikogruppe«, rief ich erobert und joggte zur Isar. Damals noch mit 63. In meinem T-Shirt mit der Aufschrift: Science is the poetry of reality.

Dieser Spruch und die Geschichte mit dem Zettel passen wunderbar zur wissenschaftlichen Studie *Corona und Alter*, die ab April 2020 am Institut für Psychogerontologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg durchgeführt wird. Das Projektteam Prof. Frieder R. Lang, Fiona Rupprecht und Kristina Martin untersucht persönliche Erfahrungen, Einstellungen, Sorgen und Verhaltensweisen bezüglich COVID-19. Wie nehmen wir unser eigenes Altern wahr? Machen wir uns Gedanken um ältere Menschen? Aber auch andere Fragen stellen die Altersforscher.

Die Studie läuft in monatlichen Erhebungswellen mit jeweils mehr als 1.000 Befragten und liefert schon jetzt interessante Ergebnisse: Zum Beispiel schätzen ältere Befragte das Risiko einer eigenen Infektion mit dem neuen Coronavirus am niedrigsten ein, jüngere am höchsten. Angst um eigene Gesundheit ist nicht so ausgeprägt, Sorgen um gesellschaftliche Folgen der Pandemie überwiegen. Trotzdem herrscht eine große Zustimmung für die Anticorona-Maßnahmen. Dass die Maßnahmen zu weit gehen, empfindet nur etwa ein Zehntel der Befragten. Das beruhigt, wenn man bedenkt, wie laut »Querdenker« ihre Pseudowahrheiten verkünden – so laut, bis Karl Valentin, der Querdenker, der Wahre, im Grab ruft: »Etikettenschwindel!«

Was sagen aber die Gerontologen von der Friedrich-Alexander-Universität zum Thema dieses Heftes, zur Bedrohung unseres Lebens, zum Sterben und Tod in Zeiten der Pandemie? Wenn ich bei Facebook schreibe, »ich treibe jeden Tag Sport«, kommentiert das sicher jemand mit: »Wie lange willst du noch leben?« »Ich will nicht lange leben«, antworte ich. »Ich will nur davon tanzen können, wenn es so weit ist.«

Seit Jahren forschen Frieder R. Lang und Fiona Rupprecht über unsere Einstellungen zum Altern, Alter und Tod. Grundlegende Studien haben sie dazu veröffentlicht, viele interessante Erkenntnisse gewonnen. Auch über die von uns gewünschte Lebensdauer, d. h. unsere ideale Lebenserwartung und unser ideales Alter – das Alter, das uns am besten zusagt: Unter anderem zeigten die FAU-Forscher, dass sich unser ideales Alter im Laufe unseres Lebens verändert. Das kann ich bestätigen:

Wenn mich die Erwachsenen in meiner Kindheit fragten, was ich denn sein möchte, wenn ich groß sei, habe ich »Rentner« gesagt. Mit sechs wollte ich also 67 sein. Weil ich die Opas beneidete, die sich den ganzen lieben Tag hindurch auf den

Dorfbänken sonnten und nicht arbeiten mussten. Wenn man aber älter wird, ist das Rentenalter kein ideales mehr: Wir möchten jünger sein, als wir uns fühlen, und länger leben, als wir tatsächlich leben, haben die Forscher herausgefunden. Beides hänge dabei von unserem Wohlbefinden ab.

Bei einer Pandemie leidet jedoch unsere Gesundheit und wir verlieren viel menschliche Nähe. Beeinflusst also auch die Corona-Pandemie unsere ideale Lebenserwartung? Das nahm das FAU-Team von Prof. Lang an. Andererseits könnten Menschen auf eine lebensbedrohliche Pandemie »trotzig« reagieren, indem sie sich ein unrealistisch langes Leben wünschen. Somit nahmen die Forscher an, dass die ideale Lebenserwartung während der Pandemie bei manchen Menschen zunehmen und bei manchen abnehmen würde: Manche Menschen würden sich durch die erlebte Pandemie in ihrer Hoffnung auf ein langes

tatsächliches Alter

Idealalter

Leben bremsen lassen, andere würden sich aber sagen: »Jetzt erst recht!« Welche Menschen gehören zur ersten und welche zur zweiten Gruppe?

In ihrer Hypothese sagten die Forscher der FAU voraus, dass alte Menschen ihre ideale Lebenserwartung aufgrund der Corona-Pandemie reduzieren und junge höher ansetzen würden. Erleiden doch die Älteren eher schwere Covid-19-Verläufe und

haben Grund genug, nicht optimistisch in die Zukunft zu blicken.

Das wurde von ihrer Studie bestätigt: *COVID-19 und die Fragilität des Lebens: Assoziationen mit Zukunftsperspektive, Todesangst und idealer Lebenserwartung*. Die ideale Lebenserwartung nahm während der Pandemie bei jungen Erwachsenen zu. Vor allem bei solchen, die COVID-19-Fälle in ihrem engen sozialen Umfeld

erlebten und über große Einschränkungen in ihrem sozialen Umfeld berichteten.

Ist diese Haltung nicht ein Lob der Vitalität? Dem Tod zu trotzen, je mehr er sich zeigt? So hat mich gute Wissenschaft dazu gebracht, auch meine ideale Lebenserwartung zu steigern. 40 Jahre dazu wären nicht schlecht, so mit 64. Und jetzt gehe ich an die Isar joggen und bade darin kalt und lasse das Mittagessen aus, damit's klappt. Wenn's aber nicht klappt, dann lächle ich und tanze davon.

Zum Weiterlesen:

- 1 www.geronto.fau.de/forschung/alternsbilder/covid-19-studie/

www.geronto.fau.de/forschung/alternsbilder/ageing-future/
- 2 Rupprecht, F., & Lang, F. (2020). *Personal Ideals of Aging and Longevity: The Role of Subjective Discordances*. *Psychology and Aging*, 35(3), 385-396. doi.org/10.1037/pag0000455
- 3 Lang, F. R., & Rupprecht, F. S. (2019). *Motivation for longevity across the life span: An emerging issue*. *Innovation in Aging*, 3, 1-11. doi.10.1093/geroni/igz014
- 4 Lang, F. R., & Rupprecht, R. (2019). *Endlichkeit und Vulnerabilität in der psychologischen Altersberatung*. In R. Likar, O. Kada, G. Pinter, H. Janig, W. Schippinger, K. Cernic & C. Sieber (Hrsg.), *Ethische Herausforderungen des Alters: Ein interdisziplinäres fallorientiertes Praxisbuch für Medizin, Pflege und Gesundheitsberufe* (S. 143 - 153). Stuttgart: Kohlhammer.

Dr. Jaromir Konecny ist Schriftsteller, Naturwissenschaftler, Dozent für Künstliche Intelligenz und KI Speaker, zweifacher Vizemeister der deutschsprachigen Poetry Slam Meisterschaften. Im Herbst 2020 erschien bei Langen/Müller sein Sachbuch über KI *Ist das intelligent oder kann das weg*. Im September erschienen auch die ersten zwei Bände seiner Kinderbuchreihe *Datendetektive* - lustige Krimigeschichten für Leser*innen ab 8 J. über Roboter und KI.

Prof. Dr. Frieder Lang ist Leiter der Studien *Covid-19 und Altern und Altern als Zukunft* und Direktor des Instituts für Psychogerontologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Er ist Herausgeber der Zeitschrift *GeroPsych*. Seine Forschungsschwerpunkte sind Einsamkeit und Depression sowie die Auswirkungen von Sichtweisen auf das Altern auf die Gesundheit alter und hochbetagter Menschen. geronto.fau.de

Fiona Rupprecht ist Mitarbeiterin am Institut für Psychogerontologie. In ihrer Doktorarbeit untersucht sie die Gründe und Auswirkungen verschiedener Wünsche für ein langes Leben.

Fragen? Antworten! — Death becomes us

Ein Gespräch zwischen Antje Kley und Christina Madenach
über Sterben und Tod in der Literatur

CM Worum geht es in Ihrem Projekt, was ist Ihre Zielsetzung?

AK Mich interessiert die literarische Verhandlung des Sterbens sowohl aus der Perspektive Sterbender wie auch aus der Perspektive der Menschen, die sie begleiten und überleben. Meine Lektüren sind dem literarischen Ringen nach Worten und Bildern auf der Spur, das die tektonischen Verschiebungen in den Koordinaten Raum, Zeit und soziale Relationen eines durch den Tod erschütterten Lebens zu benennen sucht. Die Literatur hat das Vermögen, einen anderen Blick auf gesellschaftlich virulente Themen – wie das Altern, das Sterben und den Tod – zu werfen als einschlägige medizinische, pflegerische, rechtliche und versicherungstechnische Diskurse. Literarische Texte können Probleme adressieren, die medizinische Entwicklungen aufwerfen – wie z. B. die Frage, was Autonomie bei schwer kranken Patient*innen bedeutet –, selbst aber nicht bearbeiten können. Als Amerikanistin befaße ich mich vorwiegend mit US-amerikanischen Romanen und Autobiographien, das Thema ist aber gerade in den letzten vier Jahrzehnten auch in Europa stark präsent – und das nicht ausschließlich in der Literatur.

CM Wo noch?

AK Es gibt eine neue kulturelle Sichtbarkeit des Themas in der Kunst und der Ausstellungspraxis, in Filmen und TV-Serien und nicht zuletzt im Internet. Dort entstehen digitale Friedhöfe, der digitale Nachlass wird stark diskutiert, und es entwickeln sich neue Praktiken der Trauer, wie z. B. die inzwischen weltweit verbreiteten Death Cafés. Mich interessiert, wie literarische Texte zu dieser neuen kulturellen Sichtbarkeit beitragen und wie sie welche Impulse für eine Reflexion, Erweiterung und Verschiebung all dessen setzen, was uns fernab einer Konfrontation mit dem Tod ‚normal‘ und nicht hinterfragbar erscheint.

CM Wie kommt es zu dieser neuen kulturellen Sichtbarkeit des Todes?

AK Ich nehme an, dass die kulturelle Konjunktur der Auseinandersetzung mit dem Tod, die ja an sich nicht neu ist, mit grundlegenden biomedizinischen Entwicklungen zu tun hat, die dafür gesorgt haben, dass Menschen in postindustriellen Gesellschaften,

die Zugang zu entsprechender medizinischer Versorgung haben, länger leben und anders sterben als zuvor. Heute können Menschen mit Krankheiten, die bis vor kurzem noch schnell zum Tod geführt haben, viele Jahre leben. Mit dem hohen Alter, das wir erreichen können, steigt das Auftreten von Multimorbidität und Demenzerkrankungen. Damit rücken uns die Themen Altern, Sterben, Tod und Trauer quasi neu auf den Leib. Sie gesellen sich neben eine bis ins 19. Jahrhundert zurückreichende Geschichte der räumlichen und psychischen Verdrängung des Todes. Im Angesicht dieser Verdrängung fordert uns die gesellschaftliche und kulturelle Sichtbarkeit des Todes dazu auf, uns mit dem Thema zu beschäftigen und auch das Leben neu zu bewerten. Ich denke, dass die aktuelle Coronapandemie ebenfalls zu einer stärkeren gesellschaftlichen Sichtbarkeit des Todes beiträgt.

CM Der Titel Ihres Forschungsprojekts lautet: *Death Becomes Us*. Sie hatten ihn einmal mit »Der Tod ist uns angemessen« übersetzt. Warum dieser Titel?

AK Der Titel drückt eine Nähe zum Tod aus, die wir ungern sehen wollen.

CM Auf welche Weise schafft es Literatur über dieses Thema zu sprechen? Wie schreibt man über das »Nichts«?

AK Der Tod ist letztlich unbegreifbar, aber die fundamentale Infragestellung, die er impliziert, betrifft uns alle – wenn auch nicht auf gleiche Weise, denn soziale und materielle Bedingungen und Umwelten wirken sich immer prägend aus. Für sterbende Menschen und für Menschen, die Sterbende begleiten, ist die Konfrontation mit dieser Unbegreifbarkeit, mit den eigenen Grenzen und der Kontingenz eine alltägliche Erfahrung. Das weiß z. B. die noch sehr junge Palliativmedizin, aber das weiß auch die Literatur. Die ästhetischen Formen, in denen ein existentielles Wissen davon vermittelt wird, wie wenig wir wissen und kontrollieren können, und welch ungeahnte Größe die einfachen Dinge annehmen können, sind sehr unterschiedlich. Yiyun Li z. B. imaginiert in ihrem Roman *Where Reasons End* (2019) das Gespräch einer Schriftstellerin mit ihrem Sohn, der sich im Alter von 16 Jahren das Leben genommen hat. Der Neurochirurg Paul Kalanithi beschreibt in seiner breit rezipierten Autopathographie *When Breath*

Becomes Air (2016) die ambivalente Transformation eines Arztes, dem das medizinische System große Autorität zuschreibt, zu einem körperlich erlebenden Lungenkrebspatienten. In ihrem Roman *The Friend* (2018) präsentiert Sigrid Nunez eine Frau, die um ihren langjährigen Freund und Mentor trauert und sich seiner ebenfalls trauernden Deutschen Dogge annimmt, wobei die elegische Anrufung des toten Freundes durch die Protagonistin stark metafiktionale Züge trägt. Und George Saunders findet in seinem experimentellen Roman *Lincoln in the Bardo* (2017) entwandend groteske Bilder für die Begegnung mit dem Tod.

CM Gibt es trotz der unterschiedlichen Formen auch Gemeinsamkeiten der Texte?

AK All diese unterschiedlichen Texte artikulieren die Erfahrung der leiblichen Verwundbarkeit, die sie nur bedingt abgrenzen von einem angenommenen gesunden Normalzustand. Stattdessen geben sie einer Reflexion der Vulnerabilität – als konstitutive Eigenschaft sozial gebundener, leiblicher Wesen – großen Raum. Die Texte, die mich interessieren, adressieren Krankheit und Tod nicht als zu besiegenden Feind; sie lassen sich nur bedingt auf die Kampfrhetorik ein, die eine kulturell weit verbreitete, hilflose Reaktion auf schwere Erkrankungen und absurderweise auch auf die Konfrontation mit dem Tod ist. Abweichend davon spricht Eve Ensler in ihrem autobiographischen Text *In the Body of the World* (2013) von ihrer Krebserkrankung als »an alchemist, an agent of change«. Jenseits von Romantisierung, Beschwichtigung oder zu bestehender Prüfung setzen die genannten Texte ihre Protagonist*innen der Erfahrung von Kontingenz und Sterblichkeit aus, und anstatt die Differenzierung zwischen Gesundheit und Kontrolle einerseits und Krankheit und Kontrollverlust andererseits stark und wehrhaft zu machen, weichen sie diese auf. Eine weitere Gemeinsamkeit sehe ich in meinem Textkorpus z. B. in immer wieder auftretenden geisterhaften Figurationen der Präsenz des abwesenden Gegenübers.

CM Gibt es eine kulturraum-typische Prägung, wie über den Tod gesprochen und geschrieben wird?

AK Die Selbstverständlichkeiten, die durch den Einbruch von Krankheit und Tod in Frage gestellt werden, sind i. d. R. eng mit dominanten kulturellen Vorstellungen verknüpft. In den USA sind dies der besonders ausgeprägte Fortschrittsglaube, die Kultur des Scheiterns, die in ökonomischen Zusammenhängen weltweit große Anerkennung findet, der Individualismus und die tief verankerte Setzung, dass jeder seines Glückes Schmied und praktisch alleine für sich verantwortlich ist. Darüber hinaus sind die USA, wie die Psychologin Pauline Boss gezeigt hat, durch Sklaverei, Bürgerkrieg, rassistische Strukturen, Immigrationsbewegungen, die Kriege im fernen und mittleren Osten und aktuell die Coronapandemie stark mit ungelebter Trauer belastet. Mein Projekt

erforscht, wie literarische Auseinandersetzungen mit dem Tod die ideologischen Fundamente spätmoderner Leistungsgesellschaften unterspülen und suggestiv Räume eröffnen für die Entwicklung einer anderen, leib- und relationsorientierten Qualität der Weltbeziehung, die, wie der Soziologe Hartmut Rosa sagen würde, »in Resonanz« mit den Bedürfnissen von Individuen und Gruppen treten kann. ●

Das Interview fand im Rahmen des Literaturprogramms *Der Tod ist groß* statt, ein Projekt von STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e.V., das einen Fokus auf die literarische Auseinandersetzung mit dem Tod setzt. Corona-bedingt wurden die Veranstaltungen in acht Städten bayernweit auf 2021 verschoben. Aktuelles und weitere Infos: dertodistgross.de

STADTKULTUR
Netzwerk Bayerischer Städte e.V.

Der Tod ist groß
Rilke



Prof. Dr. Antje Kley ist Lehrstuhlinhaberin für Amerikanistik, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und forscht unter dem Titel *Death becomes us* zum Lebensende in der zeitgenössischen US-amerikanischen Literatur.



Christina Madenach, Projekt- und Pressereferentin von STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e.V., ist verantwortlich für Konzept und Koordination des Literaturfestivals *Der Tod ist groß* (Rilke).

5.–6.2020, bei München

Slata Roschal

Der Tod ist hier, er sitzt bei uns, während wir sitzen, auf dem Balkon, auf den Klappstühlen, er hockt zwischen den Blumenkübeln und hält still und lächelt, zupft ab und zu an verwelkten Geranienblüten und zerreibt sie zwischen den Händen. Manchmal gibt er einen Laut von sich, dann schauen wir einander an, Was hast du gesagt, Ich habe nichts gesagt. Manchmal sitzt er ganz nah an uns dran, atmet uns in den Nacken oder hockt direkt unter den Stühlen, tut so, als würde er uns berühren, und obwohl er uns nicht berührt, spüren wir, dass da etwas ist, was wir nicht fassen können, werden unruhig und gehen ins Zimmer zurück.

*

Essen auch, viel essen, Johannesbeerensorbet, schwarze Schokolade mit kandierter Orange, und davor noch, ein Grüner Veltliner zum gebackenen Ziegenkäse und Granatkerne.

*

Plötzlich stellt sich heraus, dass es das gibt, nicht irgendwo, nicht bei irgendwem, eine Freundin schreibt, dass ihre Großmutter, bei Omsk, ein spezielles Krankenhaus, ohne Ein- und Ausgänge. Sie schreibt es und wartet auf eine Antwort, sieht auf facebook, dass ich es gelesen habe, verflucht sei der Programmierer, und ich suche nach Worten wie für das Vorwort meiner Dissertation, ein Wort nach dem anderen, abwägend, ertastend, vorsichtig setzend. Ich simuliere Kommunikation, stelle nach, auf künstliche, theoretische Weise, ich finde es interessant und habe Mitleid, aber Mitgefühl spüre ich keins, eigentlich, ja eigentlich ist es mir so recht egal, ich weiß nicht, ob es schlecht ist. Ich hätte schreiben können verärgert, Wozu schreibst du mir das, wollte ich das etwa wissen, wozu blockierst du damit jedes mögliche harmlose Gespräch über andere Dinge. Ich hätte schreiben können, Ah, es ist also wahr alles, aber sie ist ja genau die Risikogruppe, was willst du, in diesem Alter. Ich hätte auch schreiben können, Gut, dass ich keine Verwandten habe, siehst du, es hat auch was Gutes, sich keine Sorgen machen zu müssen, kein Mitleid zu erwarten, oder ich hätte ihr einfach gar nicht geantwortet, weil es mir egal ist, was geht mich die Großmutter an, ich habe sie nicht mal gesehen, wobei, wenn jemand stirbt, den ich nie gesehen habe, aber zu kennen meine, wiederum – In China geht die Pest um, hab ich gehört.

*

Dieses Jahr über habe ich mich kaum etwas getraut, und nun will ich mich trauen, ich will mutig sein, jetzt, zu leben anfangen, ich buche, jetzt, zwei Tickets für Halloween, für in einem Jahr in Stuttgart, ich will sie noch einmal erleben, bevor ich gestorben bin, oder sie, egal, ob es klappt oder nicht, mit Babysitter und Bahn und Terminen und allem, buche keine Rücktrittsversicherung, soll doch kommen was kommt, ich überlasse mich dem Zufall, buche zwei Tickets, für in einem Jahr.

*

Denn wir haben ja alle ein Energiefeld, sagt eine Frau zur anderen in der S-Bahn, und eine Aura, ich schiele über der Maske zu ihnen hinüber und wende wieder den Blick ab.

*

Vielleicht bestelle ich deshalb so viele Sachen, kaufe ständig was ein im Internet, schaue bestimmt zwanzig Mal am Tag nach meinen E-Mails, das erste Mal im Bett beim Aufwachen, das letzte Mal im Bett beim Einschlafen, ich glaube, ich freue mich deshalb so auf Pakete und Post und Nachrichten jeglicher Art, ob baumwollene Gesichtsmasken oder Legosteinplatten oder fünfundzwanzig Kilo Feinsand für den Hamster, selbst Werbesprospekte, selbst die setzen aus in letzter Zeit, wahrscheinlich, ich glaube, weil ich irgendwie, ja so einsam bin manchmal.

Slata Roschal wurde 1992 in St. Petersburg geboren und zog 1997 mit ihrer Familie nach Deutschland. Sie studierte in Greifswald Slawistik, Germanistik und Komparatistik und schreibt zurzeit an ihrer Dissertation an der LMU München. 2019 erschien ihr erster Lyrikband *Wir verzichten auf das gelobte Land* im Verlag Reinecke & Voß. Sie veröffentlichte außerdem Lyrik und Kurzprosa in Zeitschriften und Anthologien. Für ihre literarischen Arbeiten wurde sie bereits mit Arbeits- und Aufenthaltsstipendien ausgezeichnet, 2020 erhielt sie das Arbeitsstipendium des Freistaats Bayern für Schriftstellerinnen und Schriftsteller.

Das Werkstattgespräch zum Stipendium im Film:
stmwk.bayern.de/ministerium/videos.html?play=372

Künstler im Heft — Jan Gemeinhardt



Reklame I, 2016, Öl auf Leinwand, 24 x 30 cm

Jan Gemeinhardts Landschaften vergegenwärtigen uns sinnbildlich die Herausforderungen des Lebens, denen sich jeder stellen muss: Verfall, Einsamkeit und Tod.

Der*die nah vor dem kleinformatischen Bildfeld stehende Betrachter*in taucht ein in intime Szenen und Situationen, die ihn*sie seltsam berühren, denn er kennt sie, sei es aus nächtlichen Träumen oder dem realen Leben, aus Literatur oder Film: Dunkle, dichte Wälder, verhangene Nebel- und Sumpflandschaften, karge, steinige Ebenen. Dazwischen, vereinzelt eingestreut, Überreste einer längst verschwundenen Zivilisation. Düstere, dem Verfall preisgegebene Häuser oder verdrehte Wegweiser, die in die Irre führen.

Gemeinhardt spielt mit dem Zwielfichtigen, Geheimnisvollen und Surrealen. Seine poetischen Offenbarungen absoluter

Stille und Leblosigkeit sind zugleich Spiegel der menschlichen Innenwelt. Unweigerlich stellen wir uns die Frage: Was kommt, wenn wir nicht mehr sind?

Ulrike Schmitt



Jan Gemeinhardt (geb. 1988 in Hof/Saale) studierte an der AdBK Nürnberg in der Klasse für Freie Malerei bei Professor Ralph Fleck. 2014 absolvierte er mit Meisterschülertitel. Während des Studiums erhielt er ein Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes. Ausstellungen und Stipendien führten ihn nach England, Finnland. 2021 erwartet ihn eine Artist in residency in Norwegen. Er lebt und arbeitet in Nürnberg. jan-gemeinhardt.de

Philosophisches Aperçu — Rituale helfen uns, nicht nur in Coronazeiten

Eckhard Frick

Am Eingang katholischer Kirchen befinden sich Weihwasserbecken, aus denen die Gläubigen Weihwasser entnehmen, um sich zu bekreuzigen. Genauer gesagt: »Entnahmen«, denn jetzt entnehmen sie ein Desinfektionsmittel aus einem Spender, der anstelle der Weihwasserbecken installiert wurde. Beim Bekreuzigen und Desinfizieren der Hände handelt es sich um Rituale, die in Fleisch und Blut übergehen, also unbewusst werden. Wer Weihwasser nimmt, erinnert sich bei dieser Handlung nicht immer an die eigene Taufe, denkt auch nicht unbedingt daran, dass er die Hände möglicherweise in eine Bakterienkolonie taucht. Wer sich die Hände desinfiziert, hat bei diesem Ritual nicht den gesamten infektiologischen Kontext im Sinn, weiß auch nicht, ob sich Viren oder Bakterien auf seinen Händen befinden. Sigmund Freud beschrieb Rituale im Denken (z. B. Grübeln) und Handeln (z. B. Waschen, Kontrollieren) als Ausdruck der Religion und der Zwangsneurose. Partys und Menschenansammlungen sind derzeit nicht angesagt, an deren Stelle tritt ein kollektives Fest der Zwanghaftigkeit mit äußeren und inneren Ge- oder Verboten, Ritualen, Kontaktvermeidung und Lebenseinschränkungen. Wie bei individuellen Angststörungen dienen Zwänge auch bei der kollektiven Ungewissheit der aktuellen Pandemie der Bewältigung. Rituale und Einschränkungen des Denkens oder Handelns erscheinen uns desto notwendiger, unausweichlicher je näher und realer die Bedrohung an uns heranrückt. Mit Ritualen wollen wir Leben schützen und Grenzübergänge begehen (»rites de passage«), z. B. Geburt, Erwachsenwerden, Heirat, Berentung, Tod. Rituale helfen uns dabei, mit der Ungewissheit angesichts solcher Grenzen umzugehen. ●

Prof. Dr. med. Eckhard Frick sj
lehrt an der Hochschule für Philo-
sophie der Jesuiten und am
Klinikum rechts der Isar der TU
München. Er leitet das vom
Bayerisches Staatsministerium
für Gesundheit und Pflege ge-
förderte Projekt *mutaspir.net* zur
spirituellen Unterstützung von
Mitarbeitenden in Gesundheits-
berufen.

Vatermilch

Uli Oesterle



Zur Graphic Novel *Vatermilch* (1. Band erschienen 2019 bei Carlsen) München 1975: Disko, freie Liebe, Kokain- und Champagnerexzesse, das ist die Welt von Rufus Himmelstoss. Der egozentrische Frauenheld lebt konsequent über seine Verhältnisse. Als er nach einer durchzechten Nacht in einen tödlichen Verkehrsunfall verwickelt wird, geht er auf

Tauchstation. Zwischen Wodka und Wohnungslosen verschwindet der unwiderstehliche Rufus Himmelstoss aus dem Leben. Drei­ßig Jahre später begegnet Rufus' Sohn Victor dem verlorenen Vater – im Leichenschauhaus – wieder und sieht sich gezwungen, einen Fremden kennenzulernen. Und dadurch unweigerlich auch sich selbst...

Aviso 4/2020 Von den letzten Dingen

Rudi Bannwarth
Wolfgang Maria Bauer
Claudia Bausewein
Thorsten Benkel
Hans Förstl
Tobi Frank
Eckhard Frick
Pauline Füg
Jan Gemeinhardt
Nora Gomringer
Elena Kaufmann
Angelika Kern
Antje Kley
Johanna Klug
Jaromir Konecny
Christina Madenach
Sabine Mey-Gordeyys
Uli Oesterle
Giovanni Raabe
Slata Roschal
Tania Rupel Tera
Irmhild Saake
Thomas Schindler
Ulrike Schmitt
Christian Schnurer
Rebecca Schwarzmeier
Alina Sorg

